Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Nationale Schriften.

Eidgenössische Politik.

In einer bei A. Francke A.-G. in Bern 1942 erschienenen Veröffentlichung **„Eidgenössische Politik"** gibt **Theophil Spoerri** eine Art Begründung und Kommentar der „Eidgenössischen Ordnung" des Gotthardbundes, die die Beachtung aller verdient, denen die Beschäftigung mit den Gegenwarts- und Zukunftsfragen unseres Landes Bedürfnis und Pflicht bedeutet. Aus dem reichen Inhalte seien, ohne dazu kritisch Stellung zu nehmen, folgende Gedanken hervorgehoben. Viele Schweizerbürger zögen sich in individualistischer Beschränkung auf ihr Privatleben zurück und vernachlässigen die Ausübung ihrer bürgerlichen Souveränität. Die Entpolitisierung des Geistes habe die Politik ihrer geistigen Substanz beraubt. Besonders die Verquickung mit dem Geschäft habe aus ihr einen Knäuel häßlicher Interessenkämpfe gemacht. Das Übergewicht der Materie und der Masse drohe das Persönliche und Gemeinschaftliche zu erdrücken, sodaß in der Wirtschaft das anonyme Kapital, in der Politik die anonyme Majorität regiere. Es gelte dem Volke in der Linie seiner lebendigen Tradition neue Formen persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens zu schaffen. Daß sich die Eidgenossenschaft Jahrhunderte lang erhalten habe, sei ein Wunder, das sich nur durch eine glückliche Verbindung von persönlichen und gemeinschaftlichen Kräften und ihre Verwurzelung in dem landschaftlichen und geistigen Mutterboden erklären lasse. Sie bestehe aus zwei Grundelementen: Berg und Straße. Dem Partikularismus der Berge stehe der Universalismus der Straße gegenüber, denen sich die demokratische Tradition und als verbindendes Element was man historisch den Geist der Kommune bezeichnen könne, beifüge. Ihre kleinen Räume geben die Möglichkeit, persönlich zu sein, einander persönlich zu sehen, miteinander persönlich zu reden. Immer mehr werde uns bewußt — angesichts der unheimlich wachsenden Dämonie der großen Räume — welches Vorrecht es sei, ein kleines Land zu sein. Ein einigender und in die Zukunft weisender bleibender Grundzug sei die Verbundenheit in der Arbeit. Lebenstüchtigkeit sei die Tugend der Bewohner des kleinen Landes (Ernst Staiger). Allerdings sei der Hang zur greifbaren Wirklichkeit auch die Gefahr und Klippe unserer Politik. Die Zwangsherrschaft der Zahl und die gleichmachende Macht der Materie habe sich in der zentralistischen und bürokratischen Staatsmaschinerie verkörpert. Damit habe auch der Wettlauf um die Subventionen, der Kampf der Parteien um die Schlüsselstellungen, die Vermengung von Wirtschaft und Politik begonnen. Erste Bedingung der Erneuerung sei die Wiedererweckung der persönlichen Verantwortung jedes Bürgers gegenüber dem Staat. Dessen Existenz hänge davon ab, ob der Eidgenosse ein politischer Mensch sein wolle, der handelnd und mitverantwortlich am Staat teilhabe (allgemeine Teilnahme an Wahlen, Übernahme politischer Ehrenämter, Bereitschaft der Besten zur Führung des Staates).

Ausführlich behandelt der Verfasser die Bedeutung der Familie, der Frau („was unserer Politik fehlt, ist das weibliche Element, die Seele"), der Jugend, des Berufes („wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihre Aufgaben gemeinsam lösen, halten sie die staatliche Einmischung ins wirtschaftliche Leben auf und geben dem Staat seine politische Funktion und Autorität zurück"). Daneben seien die freien Verbände mit bestimmten Zwecken, Parteien, Bewegungen, Bünde notwendig als Gegengewicht gegen die gebundenen Ordnungen von Familie und Beruf. Sie vermitteln zwischen Regierung und Volk, sie haben für einen gesunden Blutkreislauf zwischen dem Zentralorgan und den schaffenden, tragenden Gliedern zu sorgen. Parteien seien aber nur als aktive Träger einer Staatsmaxime existenzberechtigt, wenn sie ihre Sonderinteressen einer umfassenden politischen Zielsetzung unterordnen. Überparteiliche Gebilde haben das Ganze im Auge zu behalten und für Sammlung, Querverbindungen und Gesamtaktionen zu sorgen. Allein eine überparteiliche Organisation vermöge zugleich Vorkämpfer und Treuhänder der kommenden eidgenössischen Ordnung zu sein. Klare Kompetenzausscheidung zwischen

den föderalistischen Gliedern und dem Bund sei Voraussetzung einer solchen. Alles was Beruf, Gemeinde und Kanton ebenso zweckentsprechend wie der Bund zu leisten vermögen, sei ihnen zurückzugeben. — Für den Bund befürwortet der Verfasser die Wiederwählbarkeit des Bundespräsidenten, die Beschränkung der Bundesversammlung auf Wahlen, Gesetzgebung und grundsätzliche Entscheidungen, die Schaffung eines Wirtschaftsrates — um die Bundesversammlung von wirtschaftlichen Interessenkämpfen und von Einzel- und Fachfragen zu befreien — als beratendes Organ des Bundesrates in Wirtschaftsfragen, die Ernennung von Abteilungsleitern durch die Departementschefs zur Entlastung der letzteren von der täglichen Verwaltungsarbeit, die Ermächtigung des Bundesrates zur Übertragung bestimmter Aufgaben an außerordentliche Bevollmächtigte, die Erweiterung der Verfassungsgerichtsbarkeit auch auf die Bundesgesetzgebung, den Ausbau der Verwaltungsgerichtsbarkeit. „Verfassungs- und Verwaltungsgericht haben für unbedingte Verfassungstreue und für klare Kompetenzausscheidung zwischen allen staatlichen und wirtschaftspolitischen Organen zu sorgen." Von diesen Vorschlägen dürften wohl einzelne, die Organisation und Funktionen des Bundesrates und der Bundesversammlung betreffen, am ehesten Anlaß zu abweichenden Auffassungen bieten. Unbedingt zuzustimmen ist dem Verfasser, wenn er das mangelnde Interesse vieler Stimmberechtigter an den öffentlichen Angelegenheiten als ein Grundübel in unserem staatlichen Leben bezeichnet.

Eugen Curti.

Eine Studie des Forum Helveticum.

Einer der Vorteile der gewaltigen Erschütterungen, die heute die Menschheit nicht nur politisch, sondern auch geistig durchbeben, ist die nationale Besinnung, zu der auch wir Schweizer aufgerufen sind. Die vorliegende Schrift ist ein bester Beitrag im Rahmen dieser Besinnung*). Menschen verschiedener weltanschaulicher, politischer, wirtschaftlicher Orientierung haben sich hier geistig um den runden Tisch versammelt, um ihre Auffassungen über Gemeinschaft auszutauschen. Wenn auch verschiedene Eigentümlichkeiten der einzelnen Standpunkte sich ergeben, so ist doch das Gemeinsame der Grundauffassung auffallend und tröstlich. Der Herausgeber, Dr. W. Keller, Basel, zeigt in seinem Beitrag, („Das Wesen der Gemeinschaft"), wie notwendig sich das Individuum aussondert aus dem Kosmos, und wie notwendig es doch wieder eingebettet bleibt in Kosmos und Gemeinschaft. Schon hier ergibt sich, daß nur die polare Lösung, die beides, Individuum und Gemeinschaft, bewußt bejaht, die wahre Lösung sein kann. Alle Beiträge sind sich darin denn auch einig. Wenn in diesem ersten Beitrag Gemeinschaft mehr als Idee, weniger als Realität betont wird, so bietet eine gute Ergänzung dazu der Aufsatz von Dr. Karl Naef, Zürich, über „Gemeinschaft und Recht". In ihm leuchtet besonders auf, wie das Ganze, die Gemeinschaft mehr ist als nur die Summe der Teile, wie es etwa Othmar Spann in seiner ganzen Philosophie uns besonders stark wieder zum Bewußtsein brachte. Es fällt auf, daß gerade der Beitrag des Juristen nicht juristisch-trocken, sondern ganz besonders warm-lebendig ist, wenn auch ein etwas engerer Begriff von Gemeinschaft verwandt wird als in anderen Beiträgen. Was das Recht angeht, so wird betont, daß Recht nicht Gemeinschaft schafft, sondern nur die Formen bereit stellt, in denen Gemeinschaft möglich ist. — Dr. Ernst von Schenk, Basel, geht dem Problem der Freiheit und ihrer Grenzen in der Gemeinschaft nach. Sehr lebensnahe sind die Erwägungen über das Verhältnis von Wirtschaftsleben und Familie, von der lebendigen Gemeinde und wie sich Staat von unten nach oben aufbaut. — Dr. Gustav Bally, Zürich, geht besonders dem Problem von Arbeit und Freizeit in ihren Beziehungen zum Gemeinschaftsleben nach. Sehr gesund und aktuell muten die Gedanken über die Verwurzelung im Boden der Heimat und den „Freizeit-Bauern" an, S. 30/31. — Prof. Dr. Hans Nabholz, Zürich, betrachtet das Problem von der geschichtlichen Seite, zeigt, wie in der bäuerlichen Dorfwirtschaft und in den Zünften Gemeinschaft in einem eminenteren Sinne verwirklicht war, als es heute der Fall ist. Er fordert einen Ausgleich zwischen Föderalismus und Zentralismus. (Zu der vereinfachenden Schau

*) Gemeinschaft in der Schweiz. Sinn und Gebot. Benziger, Einsiedeln. 1943.

des hl. Thomas von Aquin, S. 34, vgl. das große Werk von Welty: Gemeinschaft und Einzelmensch nach den Grundsätzen des hl. Thomas. Salzburg 1935.) Dr. Jakob David, Zürich, bietet eine ganz ausgezeichnete Darlegung des ganzen Fragenkomplexes in katholischer Sicht. Wenn Dr. Hans Schultz, Bern, vom Standpunkt der schweizerischen Wirtschaft aus übereinander gestufte Betriebsgemeinschaften und Berufsgemeinschaften fordert, so ist es im Grunde nichts anderes, als was die katholische Auffassung mit dem „Sozialorganismus" meint, wie es David S. 49 im Anschluß an „Quadragesimo anno" darlegt. — Dr. Pfr. Guggisberg, Bern, legt die entsprechenden protestantischen Auffassungen dar. Wenn zunächst der individualistische Standpunkt außerordentlich stark betont erscheint und der Verfasser das Paradoxe wie ein Kierkegaard zu lieben scheint, so zeigen doch die Ausführungen über Ehrfurcht und Liebe als Grundhaltungen jeder menschlichen Gemeinschaft, wie tief alle Auffassungen, die auf dem christlichen Denken aufbauen, sich punkto Gemeinschaft begegnen. (Zum Satz, erst der Protestantismus habe dem Staat seine sittliche Würde wieder gegeben, vgl. die Neuerscheinung: Hugo Rahner: Abendländische Kirchenfreiheit. Benziger 1943.) In den wirtschaftlich-politischen Beiträgen von Reymond, Neuchâtel, Schultz, Bern, und Borel, Genf, kommen besonders die syndikalistischen, berufsgemeinschaftlichen Gedanken zum Ausdruck und wirkt die Betonung von Familie und Gemeinde (bei Borel) sehr sympathisch. — Dr. Guido Calgari, Locarno, geht den Beziehungen zwischen Schule und Gemeinschaft nach, zeigt, wie ein neuer Typus des Studenten bereits da ist, und wie schon in der Schule die Erziehung zur Gemeinschaft bewußt einsetzen muß. — Aus einer je tieferen Schau des Wesentlichen und Prinzipiellen die konkrete Praxis geboren wird, desto gesunder und tragfähiger wird sie sein. Deswegen müssen wir dieses Ringen um eine Wesensschau der Gemeinschaft dankbar begrüßen.

Gebhard Frei.

Juventus Helvetica.

Die Flucht ins Morgen ist ehrlicher, verpflichtender als die in eine verklärte Vergangenheit, Wege bereiten zu einer besseren Zukunft etwas größeres als Unwiederbringlichem nachtrauern. Morgenluft und Zukunftsglaube steigt aus dem schönen Werk „Juventus Helvetica" *). Auf zwei Motive baut sich die vielstimmige Sinfonie auf: unsere Verpflichtung gegenüber der Jugend, unser Glaube an sie. Das Wissen, daß die schönsten Theorien vor der Wirklichkeit manchmal versagen, beeinträchtigt nicht den Wert dieses Buches. Der Herausgeber, H. R. Müller, Zürich, läßt Meister der Bildkunst und Meister des Wortes zu uns reden. Fast widerstrebend trennt sich der Blick von den zum Teil hervorragend schönen Bildern (verantwortlich dafür zeichnet das Art. Institut Orell Füßli, Zürich), um sich dem reichhaltigen Text zuzuwenden. Eltern und Lehrer, Fürsorger, Arzt, Dichter richten das Wort an uns, alle bewegt von der Liebe zu unserer Jugend, vom Willen, „unserer Kinder Land" gut zu gestalten. „In unseren Kindern liegt die Zukunft unseres Landes." . . .

Wenn Hermann Hiltbrunner seine Stimme erhebt, wird sie zur Dichtung. „Du und das Kind" ist sein Motto. Niemals aber „der Staat und das Kind"! Er singt das Lied der Erziehung in der Wohnstube. Das Größte, das der Staat zur Erziehung seiner Jugend tun kann, ist, daß er die Verhältnisse schaffe, unter denen die Eltern Kraft und Freudigkeit zur richtigen Erziehung finden können. — Dr. E. Abegg widmet der körperlichen und seelischen Entwicklung des Kleinkindes ein reich befrachtetes Kapitel. Vom Arzt geleitet, ist es ein wundersames Gehen durch die geheimnisvolle Welt des erwachenden Lebens. — „Die Welt der Kinderzeichnungen" beherrscht J. Weidmann mit psychologischer und künstlerischer Einfühlung. „Auf das Wichtige, nicht auf das Richtige kommt es an." Der feinfühlende Lehrer wird aus spontanen Kinderzeichnungen auf das Seelenleben seiner Schüler schließen, wird krankhafte Erscheinungen daraus erkennen können. Drei Sterne leuchten über der Erziehung im Elternhaus, so äußert sich Mary Lavater-Sloman in ihren Gedanken über dieses Thema: Einigkeit der Eltern, verstehende Liebe zu den Kin-

*) **Juventus Helvetica.** Unsere junge Generation. Verlag M. S. Metz, Zürich. 1943.

dern, Achtung vor ihrer Persönlichkeit. Ihr Erziehungsideal ist ein hochgemutes, das, ganz auf Vertrauen und Freiheit gestellt, sich nur in geistiger und seelischer Höhenluft bewähren wird. — „Die Erziehung der Eltern" von H. R. Schmid ist die köstliche Ergänzung dazu. „Die beste Erziehung ist die, die am wenigsten von sich reden macht", und „die Erziehung der Eltern erscheint mir noch wichtiger als die Erziehung der Kinder". Seine lachenden Wahrheiten und tiefen Worte münden aus im Rufe nach dem großen Elternhaus, von dem Ströme der Kraft und Güte in die Welt hinausgehen sollen. — Nun tritt die Schule in den Vordergrund (H. Zulliger), bald als Gegensatz, bald als Ergänzung zum Elternhaus. Zur Zeit der patriarchalischen Familie konnte man ihrer als Erzieherin entraten, heute muß sie nicht selten die Erziehung an Stelle des Elternhauses übernehmen. Der Persönlichkeit des Lehrers wird größte Bedeutung zugeschrieben; an erster Stelle steht der Mensch, vor allem: gesund an seiner Seele muß er sein. Der körperlichen Erziehung unserer Jugend widmet R. Albonico begeisterte Worte. Zur harmonischen Gesamterziehung gehört Schönheit, Kraft, Haltung des Körpers. Selbstvertrauen, Selbstbeherrschung, ja Selbstaufopferung sind die idealen Ziele der physischen Ertüchtigung. — Kurz, knapp, eindrücklich spricht Edgar Schumacher über Heim, Schule, Heer als wichtigste Stätten der nationalen Erziehung. E. Jucker behandelt sein Thema, Erziehung zum Beruf, in die Tiefe, die Breite, von der ethischen, praktischen, sozialen Seite her. „Beruf soll sein die Hingabe an eine ziel- und pflichtbewußte Arbeit, möglichst vereinbar mit den natürlichen Neigungen und Fähigkeiten des Menschen." — Auf dem weiten Gebiet der Fürsorge begegnen wir immer wieder dem leuchtenden Namen Pestalozzis. Die Erkenntnis, daß die Jugendfürsorge nicht denkbar ist ohne die Mitwirkung der Frau, entspringt neuerm Empfinden. „Sie ermöglicht es, in der Einzelhilfe, auf die es letzten Endes ankommt, das Größte zu leisten." Nachdem wir über die Fürsorge für Kinder aus geschiedenen Ehen, für Uneheliche, Anormale, Gefährdete, für die Jugendlichen im Erwerbsleben unterrichtet worden sind, ergreift uns das letzte Kapitel, „die Schweiz hilft den hungernden Kindern Europas" um so stärker. E. Arnet, aus der Fülle seines Wissens um diese traurigsten Erscheinungen, gibt einen kurzen Überblick über Entstehen, Tätigkeit, Erfolg der „Kinderhilfe". Seine Beschreibungen des Kinderelendes wirken geradezu erschütternd in ihrem Gegensatz zu dem von Fürsorge umhegten Gärtlein der Schweizerkinder.

So spannt sich sinngemäß und der Berufung der Schweiz entsprechend, der Bogen über die „Juventus Helvetica" hinaus, die Jugend aller Völker umfassend. Als erster Band stellt sich dieses Werk vor, — es ist so reichhaltig, daß wir auf die Gaben eines folgenden Bandes gespannt sein dürfen.

M. Paur-Ulrich.

Der Staatsbürger.

Dieses ausführliche Buch erscheint nun bereits in der dritten Auflage. Die erste erschien im Jahre 1914!*) Somit kann dieses Vademecum der Staatsbürgerkunde bald das dreißigjährige Dienstjubiläum verzeichnen. In dieser langen Zeit ist das Buch nicht veraltet, im Gegenteil! Die dritte Auflage ist umgearbeitet. Vieljährige Erfahrung ist dem Buche zugute gekommen: „Die eingetretenen Veränderungen auf verschiedenen Gebieten des Gemeinschaftslebens (Fürsorgemaßnahmen, Militärwesen, finanzielle Bedürfnisse und Steuern, Parteiwesen, Strafrechtspflege, allgemeine politische Verhältnisse usw.)" sind voll und ganz berücksichtigt worden. — Beibehalten hat der Verfasser den methodischen Aufbau: Ohne in komplizierter Soziologie zu machen, fußt er in vollem Bewußtsein, daß der Mensch ein Zoon politikon ist, auf einer allgemeinen Verbandslehre. Gerade diese Richtung im Aufbau geht leider vielen andern Darstellungen ab. Eine wenn auch populär gehaltene Verbandslehre schafft den Boden, auf welchem die heutigen gesellschaftlichen Probleme innerhalb des staatsbürgerlichen Unterrichtes erörtert werden können. A und O aller Staatskunde wird wohl immer der Gegensatz zwischen Gesellschaft und Individuum bleiben. Nur Darstellungen, in denen diese Probleme im Vordergrund stehen, bleiben lebendig und wirklichkeitstreu. — Ein zweiter Punkt, der

*) Thomas Brändle: Staatsbürger, Verlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen. 1942.

dieses Buch schätzenswert macht, ist seine Ausführlichkeit. Fast ein Handbuch, bleibt es dem Aufschluß Begehrenden nichts schuldig. Lehrer und Schüler werden ihre Freude daran haben. — Besondere Erwähnung verdienen noch die graphischen Darstellungen, mag auch die dazu gehörende Beschriftung nicht jedem Auge angenehm sein.

Jakob Mettler.

Rotkreuzarbeit.

Der barmherzige Samariter *).

Professor Max Huber, der Präsident des „Internationalen Komitees vom Roten Kreuz", welcher als Jurist mit klaren, eindeutigen Rechtsbegriffen arbeitet, erkennt in der Rotkreuzsache all die Schwierigkeiten und Nöte einer Organisation, die nicht auf einem scharf abgegrenzten Rechtsboden steht. Der Natur der Sache gemäß kann das Internationale Komitee keine Regierung hinter sich haben, seine Arbeit ist vielmehr privater Art. Seine Hilfe ist dringend nötig, in unsern Tagen wieder mehr denn je; seine mannigfaltige Tätigkeit, die sich neben dem eigentlichen Ziel der Verwundetenpflege auf Kriegsgefangenenhilfe und Kinderfürsorge ausgedehnt hat, nimmt immer größere Dimensionen an. Aber in dieser gewaltigen Arbeit ist das Rote Kreuz abhängig von freiem Helferwillen, vom Entgegenkommen der kriegführenden Staaten, seine Hilfe überhaupt anzunehmen oder, wenn es sich um Angehörige einer feindlichen Nation handelt, es gewähren zu lassen. Es ist verständlich, daß der Verfasser, der vom Evangelium her lebt, auch dort seine Weisung für die Tätigkeit des Roten Kreuzes herholt. Diese Arbeit, die in ganz besonderer Weise Dienst am Bruder ist, kann unabhängig von allen äußern Sicherungen durchgeführt werden, wenn sie getan wird im Gehorsam gegen Gott, der die Menschen in seinen Dienst stellt. Wohl weist Huber darauf hin, daß seiner weltweiten Ausdehnung gemäß das Rote Kreuz keinen konfessionell religiösen Charakter haben darf. Aber seine Gründer setzten sich aus christlichem Geist heraus für die Sache ein, vor allem Dunant, dessen Ausspruch: „Ich habe nie etwas anderes sein wollen als ein Jünger Jesu" Huber zitiert. Es ist etwas Großes, wenn ein Mann, der an der Spitze einer Institution steht, welche schon vielen Tausenden von armen Menschen Trost und Hilfe geboten hat, die Kleinheit und die Fragwürdigkeit alles menschlichen Tuns sieht und zum Quell zurückgeht, in dem alle menschlichen Beziehungen ihren Ursprung haben: zur Liebe Gottes. Die Broschüre nötigt in ihrer klaren Stellungnahme den Leser zur Besinnung und erfüllt deshalb ihre Aufgabe nicht nur an dem engern Kreis der Rotkreuz-Mitarbeiter, sondern wird weit darüber hinaus an vielen ihren Dienst tun.

La Croix-Rouge au travail.

Wie die Tornisterbibliothek in der deutschen Schweiz, so übermitteln die „Pages suisses" unserm welschen Landesteil geistige Werte in knapper Form. Das vorliegende Heftchen **) orientiert nach einem historischen Rückblick klar über die heutige Tätigkeit des Roten Kreuzes. Es weist auch Wege, wie jeder Schweizer den Dank für seine schöne, bisher verschont gebliebene Heimat ausdrücken kann durch Mithilfe in den Rotkreuzaktionen, durch Zahlung des Wochenbatzens, Übernahme einer Patenschaft in irgend einer Form, durch Kleider- und Lebensmittelspenden. Nach der Lektüre dieser anspruchslosen Seiten wird wohl jeder, der bisher der Rotkreuzsache ferngestanden ist, seinen kleinen Anteil zur Linderung von soviel Not freudig beitragen.

M. Greiner.

---

*) Max Huber: Der barmherzige Samariter. Betrachtungen über Evangelium und Rotkreuzarbeit. Verlag Schultheß & Co., Zürich. 1943.

**) Berthe Vulliemin: La Croix-Rouge au travail. Kundig, Genève. 1943.

Ein Lebensbild von Gagliardi.

Das mit großer Liebe geschriebene Lebensbild des Zürcher Historikers Ernst Gagliardi (1882—1940) richtet sich vor allem an die Schüler des verstorbenen akademischen Lehrers*). Hoffmann wollte Tatsachen bieten, darstellen, den Lebensgang eines bedeutenden Menschen und Forschers erzählen. Hervorgehoben sind die wesentlichen Züge, zuerst die Einflüsse des Herkommens und der heimatlichen Umgebung. Der Großvater Gagliardi stand als Tessiner Ständerat an den Anfängen des neuen Bundes von 1848, aber sein früher Tod erlaubte dem Sohne keine längere Ausbildung. Und dieser Sohn, eben der Vater Professor Gagliardis, wurde Beamter im eidgenössischen Telegraphendienst, kam aus der tessinischen Heimat im Maggiatal nach dem Kanton Zürich und verheiratete sich hier mit einer Deutschschweizerin. Mit zwölf Jahren verlor Gagliardi seinen Vater, und nun übernahm die Witwe den Kampf ums Dasein für ihre beiden Söhne — dem älteren ermöglichte sie das Studium der Geschichte und sogar den für einen Historiker unentbehrlichen Auslandsaufenthalt. Berlin und München waren die Stätten dieser Studien, und die süddeutsche Universitätsstadt hat ihm reichen Gewinn an künstlerischen Eindrücken gebracht, wie auch die Bekanntschaft mit dem Nationalökonomen Brentano. Als einer der bedeutendsten Schüler Wilhelm Oechslis promovierte Gagliardi an der Universität Zürich in den Fächern Allgemeine Geschichte, Archäologie und historische Hilfswissenschaften. Er hat sich also in jenen grundlegenden Disziplinen umgesehen, die auch für den Historiker der Neuzeit unumgänglich sind. Als Lehrer am Landerziehungsheim Glarisegg und am Zürcher Gymnasium bewährte Gagliardi die Fähigkeit zur kulturhistorischen Darstellung, indessen ihn die Stadtbibliothek Zürich unter Hermann Eschers zielbewußter Leitung mit der Ausarbeitung des Handschriftenkataloges betraute. Durch Escher, der die außergewöhnliche Begabung und Arbeitskraft seines Mitarbeiters rasch erkannte, entscheidend gefördert, habilitierte sich Gagliardi 1910 an der Universität Zürich für allgemeine neuere Geschichte. 1919 wurde er als Nachfolger Oechslis Inhaber der Professur für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit, wozu sich noch für einige Jahre ein Lehrauftrag an der Eidg. Technischen Hochschule gesellte. Der Hochschullehrer Gagliardi wirkte stark als Künstler, und man konnte sich keine größeren Gegensätze etwa als Wilhelm Oechsli oder Gerold Meyer von Knonau einerseits und Ernst Gagliardi anderseits denken. Die feinnervige, musische Art Gagliardis manifestierte sich in seinen geschmackvollen Anschaffungen für die Seminarbibliothek, in seiner Leidenschaft zum Reisen und in seinem immer stärker werdenden Interesse für Kunstgeschichte: hat er doch in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen nicht weniger als 63 Auslandsreisen unternommen. Ein gewaltiges wissenschaftliches Werk, das andere in sieben oder acht Jahrzehnten nicht bewältigen, drängte Gagliardi auf ein kurzes Leben zusammen, sich in seiner Leidenschaft zum Forschen und Darstellen frühzeitig verzehrend. Er hat sich ebenso sehr als der gewiegte Kenner der mittelalterlichen Editionstechnik erwiesen — davon zeugen das Waldmann-Werk und die Handschriftenuntersuchungen — wie er auch in der Alfred Escher-Biographie, der Geschichte der Universität Zürich und in seinem Bismarck-Werk den neuzeitlichen Stoff bemeisterte. Das Hauptwerk Gagliardis bleibt aber seine Geschichte der Schweiz, die dazu bestimmt war, dem gebildeten Leser den Aufbau und die Entwicklung unseres Staates in einer von den Schul- und Handbüchern abweichenden Prägung zu vermitteln. — Hoffmann hat die entscheidenden Züge im Leben dieses universellen Gelehrten klar herausgearbeitet und sich dadurch den Dank der Leser erworben.

Anton Largiadèr.

Militärische Neuerscheinungen.

Der Soldat und der Tod.

Wenn man je mit Männern sprach, welche den Krieg erlebt haben und im Feuer gestanden sind, brachen sie meist ihre Erzählung ab, wenn sie an jene Grenze gelangt waren, deren Überschreitung sie gezwungen hätte, über das Töten und

*) Georg Hoffmann: Ernst Gagliardi. Sein Leben und Wirken. 1882—1940. Orell Füßli, Zürich. 1943.

die eigene Todesgefahr zu sprechen. Die darin zu Tage tretende Bescheidenheit hatte vielfach etwas Ergreifendes. Man empfand aber zugleich, daß man damit das tiefste Problem des Soldatentums höchstens gestreift hatte. Sobald Krieg sein wird, hat der noch so tiefsinnige Mensch weder Zeit, noch das Bedürfnis, zu dem Problem des Todes Stellung zu nehmen. Gehorsamspflicht und Selbsterhaltungstrieb genügen zur Lösung der praktischen Frage. Anders wenn ihm Zeit zur Verfügung steht.

„Soldat sein heißt: Töten können und sterben können." Diesen Satz stellt der Verfasser — selbst Offizier — an die Spitze seiner tiefschürfenden Darlegung*) und verfolgt den Gedanken für sich und seine Kameraden mit eindeutiger Logik und knapper Sprache. Wenn je ein Schweizerbürger glaubte, soldatische Bereitschaft wäre etwas anderes als Bereitschaft zum Tötenkönnen und Sterbenkönnen — so wie die Welt jetzt ist —, hätte er den Ernst der Aufgabe des Soldaten verkannt. In unverantwortlicher Oberflächlichkeit wäre er am Phänomen des Krieges, wie an der Aufgabe des Heeres im Krieg vorbeigegangen. Zugleich würde er der militärischen Ausbildung den tiefsten Sinn entzogen haben. In diesem Ernste liegt die Einfachheit, die Größe und zugleich die Schwere der Zweckbestimmung des Soldaten und der Grundgehalt des Denkens vom einfachen Manne bis zum General.

Der Verfasser findet dafür die gut gesetzten Worte: „So hängt die Würde des Soldaten von der Würde des Todes ab, der Soldat erhält seine Würde vom Tode, daran müssen wir bei jeder militärischen Tätigkeit denken. Wir Vorgesetzten, und wir Soldaten, und wir Zivilisten. Der Bürger grüßt die Fahne, weil der Soldat auf sie zum Tode geschworen hat. Die Würde des Soldaten ist: Bis in den Tod treu zu sein und den Tod in seiner Waffe zu haben. Die ungeheure Verpflichtung des Offiziers liegt in der Gewalt, seine Soldaten mit sich in den Tod nehmen zu können, hundert Leben in seiner Hand zu haben." Mit diesem Gedanken schließt Schmid jedoch nicht ab. Und er darf es nicht tun, wollte er sich nicht den Vorwurf machen lassen, etwas gesagt zu haben, was wohltönenden Worten nahekommen würde. Es kann auch nicht geschehen, weil es im Widerspruch stehen würde mit natürlichem Gesetz, daß man sein Leben nur hingibt, wenn das höhere Gesetz der Moral dieses Opfer verlangt. Darum schließt Schmid ab mit dem Gedanken: „Der Soldat, der das Opfer seines eigenen Lebens in sich beschlossen hat, wird nicht wie ein Opfertier den Tod erdulden, er ist bereit zu sterben — aber er will nicht sterben —, weil er in sich schon dem Tode entgegengegangen ist, weil er die Begegnung nicht mehr fürchtet. Er wird der Freieste sein — frei zum Tode und frei zum Töten —, weil er das Gepäck des Lebens ablegte, weil er sich frei machte für die gute Sache. Er weicht nicht dem Unbestimmten aus, er geht seiner Bestimmung entgegen: Darum wird er der Tapferste sein."

Das kleine Bändchen verdient nicht nur gelesen, sondern wieder und wieder gelesen zu werden.

Völkerrechtliche Handlungen im Kriege.

Jeder Krieg hat auf völkerrechtlichem Gebiet Erscheinungen gebracht, die neu sind. Zum Teil handelt es sich dabei um Produkte der Propaganda, welche im Dienste der einen oder andern kriegführenden Partei stehen. Der andere Teil zeigt Anfänge juristischer Begriffsbildung. Die wenigsten dieser Anfänge halten sich. Einige gehen später in den Bestand der völkerrechtlichen Begriffe und in die internationale Judikatur über. Mit dieser Einstellung muß auch die vorliegende Neuerscheinung gelesen werden**). Nach einer Einleitung über Neubildungen und Rückbildungen behandelt der Verfasser das Problem des Schutzrechtes der Mutterstaaten, Gedanken zum Waffenstillstandsrecht, zu Neutralität und Nichtkriegführung und über die sogenannte Großraumordnung. Es liegt nahe, daß uns der Aufsatz über die Neutralität am meisten interessiert.

Karl Brunner.

---

*) Karl G. Schmid: Der Soldat und der Tod. Morgarten-Verlag, Zürich. 1942.

**) von Freytagh-Loringhoven: Völkerrechtliche Neubildungen im Kriege. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1941.

General Lentulus.

Wie seinerzeit manch bedeutender Schweizer, so ist auch General Lentulus, Burger und Ratsherr von Bern, in fremden Diensten zu Ansehen gelangt. Unter Friedrich dem Großen als Reiterführer bekannt, dank seiner hervorragenden Leistungen und dem entscheidenden Einsatz auf dem Schlachtfeld von Leuthen zum Generalleutnant befördert, war er in der Heimat ganz besonders Gegenstand der Bewunderung. So war es denn nicht verwunderlich, daß anläßlich eines Aufenthaltes in seiner Vaterstadt die Behörden an ihn gelangten, er möchte doch seine Kriegserfahrungen der Förderung des bernischen Wehrwesens dienstbar machen, militärischen Musterungen beiwohnen und seine Auffassung über die Reform der Berner-Miliz kundtun. Mit soldatischer und bernischer Gründlichkeit machte sich Lentulus an diese Aufgabe, deren Ergebnis jene Denkschriften sind, welche von Rudolf von Fischer, dem Berner Staatsarchivar, in der vorliegenden Abhandlung, mit einer so recht ansprechenden Einleitung versehen, herausgegeben worden sind *). Uns sind diese Denkschriften wegen ihrer so sehr frischen und offenen Art des Urteils und der Kritik — wie solches eben echten Soldaten eigen ist — sympathisch. Ein klares Urteil und der Blick für das Wesentliche, jenes soldatisch Einfache kennzeichnen einen Offizier, der das besondere Wesen der Miliz erkennend, schon damals ihr jene innere Geisteshaltung wünschte, wie sie erst viel später wieder von einem großen Soldatenerzieher — General Wille — neu gefordert worden ist. Gründlichkeit und strenge Sachlichkeit erkennt der Leser in diesem auch das kleinste Detail militärischer Rüstungsvorbereitung behandelnde Thema. Daß dabei dem Verfasser die Sache über die eigene Person ging, beweist Lentulus am Schlusse der zweiten Denkschrift, wenn er schreibt: „Ich endige mit der feierlichen Versicherung, daß mir nichts angenehmeres wird widerfahren können, als wenn ich im Stande sein sollte, meinem Vaterland und meiner Obrigkeit nützlich zu sein."

Ein Briefwechsel.

Während die Geschichtsschreiber uns vergangene Zeiten — sei es kritisch untersuchend oder ganz sachlich — darstellen, enthalten diese Briefe zweier Berner Offiziere eine den Leser so recht sehr ansprechende, aus persönlichem Erleben und Urteil gebildete, gegenwärtige Schilderung geschichtlicher Begebenheiten, wie sie nur solchen Menschen eigen ist, die am politischen und kriegerischen Geschehen nicht als Mitgestaltende, sondern wirklich und rein nur als Miterlebende teilgenommen haben **). Nicht nur dies, den Leser erfreut vielmehr jene rührende Anhänglichkeit zweier Menschen an ihr Elternhaus, die, als Offiziere in der Fremde lebend, sich mit der Heimat so ganz besonders verbunden fühlten. Die große Kraft standesbewußter Familientradition und Familienzusammengehörigkeit einer durch die Ideenwelt der französischen Revolution hinweggefegten Zeitepoche wird uns durch diese Briefe neu und stark bewußt. Die Autorität einer fürsorgenden und liebenden Mutter und die Hochachtung einer streng erzogenen Jugend vor ihren Eltern, Eigenschaften, welche manchem modernen Menschen heute oft so ferne liegen, sind weitere wertvolle Hinweise, für welche der Leser dem Herausgeber dieser Briefe, wie auch für dessen so warm empfindendes und sympathisches Geleitwort zu Dank verpflichtet ist.

H. U. von Erlach.

---

*) Rudolf von Fischer: Die Denkschriften des Preußischen Generals Rupertus Scipio von Lentulus über die Reform der Berner Miliz vom Jahre 1767. Heft 15 der Münchner Historischen Abhandlungen, 2. Reihe. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. 1942.

**) Eige Zeit zerbricht. Aus dem Briefwechsel zweier Berner Offiziere in holländischen Diensten mit ihrer Familie während der Jahre 1789—1796. Herausgegeben von James Schwarzenbach. Albert Züst, Bern-Bümpliz. 1942.

Lyrik der Kriegszeit.

Im äußern Gewande der Lyrik zeigt sich schon der beschränkende Druck der Kriegsjahre. Die Leinenbände sind seltener geworden, von Goldschnitt nicht zu reden. Anspruchsloser Karton umhüllt meist eine schmalleibige Gabe. Nicht unmittelbar ins grauenvolle Geschehen miteinbezogen, ist der Schweizer Dichter zu reflektierender Betrachtung geneigt, das ohnmächtige Beiseitestehen kann sich kaum in einer Tat entladen. Während unter den kriegführenden Nationen sich tyrtäische Stimmen erheben, bleibt ihm die Klage und die Sehnsucht, die nach einem Ausweg aus tief verschatteten Geistesgründen sucht.

Die schwerblütigen Gedichte **Hektor Küffers: Vom Einen zum Andern** (Verlag Hans Feuz, Bern, 1942) finden ihren Ruhepunkt in einer groß gezogenen geschichtlich-philosophischen Schau (Der Turm zu Babel), die in den Glauben an eine über Menschenleid und -Frevel stehende himmlische Macht mündet. Unter den häufig in freie Rhythmen gefaßten Naturbildern wiegen bezeichnenderweise Herbst- und Winterlandschaften vor. Das Liebeslied tönt con sordino:

Und immer wieder muß der Kummer
uns aus dem trägen Herzensschlummer
mit bangen Träumen schrecken?
Muß in den Frohsinn mancher Kammer
der Tod zu namenlosem Jammer
sein Fürchteantlitz strecken?
Der Kummer über das Vernichten,
der Jammer über Schlachtberichten,
das wird uns wieder wecken.

Kaum trifft der Schatten des Krieges **Kurt Leuthard. Am Fenster der Welt** (Morgarten-Verlag, Zürich, 1942) nennt er seine Gedichte. Diese Welt ist fast eichendorffisch liederselig verzaubert, voll ungesucht holder Töne der Natur und Liebe.

Mit größerem Aufwand an Sprachkunst und Gedankenfracht zieht uns **Max Geilinger, Der Vergessene Garten** (Verlag Francke, Bern, 1943) in seinen Bann. Wohl ist es ein Entfliehen aus dem harten Tag in den Dämmerschein der Poesie, zu dem er uns mit seinem Formenreichtum einlädt; aber unter der quellenden Schönheit birgt sich der Schmerz:

Wenn über holde Blütenmeere wieder
Die Sonne sinkt — sie schritt beglückend weit —
Und abendliche Berge, blaue Flieder
Erdunkeln vor dem leisen Tritt der Zeit.
Dann, zarte Blüten, ob auch frostbedroht,
Dürft ihr erquickend in den Abend wehn,
Habt Mitleid, Blüten: unser Herz brennt rot
Wie große Städte, die in Flammen stehn.

Hans Schumacher in **Brunnen der Zeit** (Atlantis-Verlag, Zürich) meistert die erwählte Form des Vierzeilers mit ausgesuchten Wechselreimen. Er ist der Sänger eines Herbstes, der nach vorangegangenen Mühen Keller und Scheune füllt. Hinter allen Wechselfällen des Jahres — und wäre es auch das schlechte des Krieges — steht die Vorsehung.

Vom Maler **Ulrich Wilhelm Züricher,** der bei Francke, Bern, 1942, ein Gedichtbändchen **Gedenken** herausgegeben hat, würde man eine gegenständliche, farbige Bildhaftigkeit erwarten. Seine Sammlung ist vielmehr eine gedankenvolle Auseinandersetzung mit dem Geschehen im Leben des Einzelnen und der Völker aus dem Blickfelde des Gereiften, der schon das dunkle Tor geöffnet sieht. Eine männliche Frömmigkeit, der unbeirrbare Glaube an das Gute und Schöne durchpulsen diese einem natürlichen Pathos entsprungenen Verse, die sich kräftig und ungezwungen zu mannigfachen Formen zusammenschließen.

Und werden die Völker zertreten
und endet die stolzeste Macht,
Das Licht ist zum Siege berufen
auch in der entsetzlichsten Nacht.

Hermann Hiltbrunner. Heimwärts, eine Dichtung. (Verlag Oprecht, Zürich, 1943) wendet sich vom Außen zum allerengsten Kreise am Herde und auf dem Acker.

Der Staat bist Du. Zerstreust Du Dich,
Hält auch der andre Staat nicht Stich.
Die Axt ans eigne Dorngesträuch!
Zum wahren Menschen sammelt euch!
Ist jedes um sich selbst bemüht,
So reinigt sich das Herz und blüht,
Und was da einzeln, was zuhauf,
Nimmt wie von selbst den rechten Lauf.
Vollende dich, dann wird die Welt
Wie sie dem Himmel wohlgefällt.
In Dir beruht des Ganzen Hut;
Du selbst, Du selbst machst alles gut.

Pflichterfüllung im Beruf, treue Wesentlichkeit unter Abwehr hohler Worte lehren die kernigen Sprüche. Die Wurzeln seiner Kraft tränkt der Dichter im Boden der Familie; über seinem Scheitel glänzen richtunggebend die Sterne.

Paul Ad. Brenner sucht **Das trostreiche Antlitz** (Verlag Oprecht, Zürich) des Ewig-Weiblichen. Seine mit zehn empfindungsvollen Holzschnitten von Erna Yoshida Blenk geschmückte Lese ist das ergriffene Bekenntnis eines neuen Frauenlob:

In diesem Schrei nach Müttern und nach Frauen,
Der nichts mehr aussagt, als: genug, genug!
O Kraft des Herzens, die durch Not und Grauen
Dein reines Bild wie eine Fahne trug!

Nach Waffenlärm und Völkermorden bedarf die Menschheit der Liebe, wie sie sich in der Mutter, der Schwester, der Liebenden verkörpert.

Nimm den Kranz, den einst die machtbetörte
Welt dem Manne um die Stirne wand:
Daß dem Menschen, der dir angehörte,
Friede werde unter deiner Hand!

Ruth Schaumann ist keine Schweizerin. Das hübsche, im Verlag Kurt Alber, München, 1942, erschienene Büchlein **Kind unterm Himmel** zeigt, wie das Gemüt einer vielseitig kunstbegabten Frau die Not der Zeit überwindet. Die Verse folgen antiken Maßen oder formen sie um. Ihr Inhalt ist das Glück einer Mutter. Sie hüllt den Knaben in das Linnen, das einst der vom Feind erschlagene Sohn der Nachbarin trug. Die Nichtigkeiten des Alltags werden bedeutungsvoll und weiten sich zu Symbolen aus. Ein leuchtend helles erstes Kinderjahr spiegelt sich auf dem Grunde eines liebeerfahrenen, dem Dasein in Demut verhafteten Gemütes.

Weit in Vorkriegstage zurück führt die Neuauflage von **Sophie Haemmerli-Martis** Großvaterliedli, die unter dem Titel **zVälte über Ammes Hus** bei H. R. Sauerländer, Aarau, 1942, erschienen ist. Manche dieser seinerzeit dem Maler Hans Thoma gewidmeten Mundartgedichte sind vertont in Schule und Haus eingezogen. Herzenswarm, schalkhaft, leise belehrend stellen sie in der Echtheit von Sprache und Empfindung eine Kostbarkeit dar, die auch den zweiten Weltkrieg lange überdauern möge.

Ebenfalls aus „alten Mappen" ist der Großteil des geschmackvoll ausgestatteten Gedichtbändchens von **Fritz Enderlin, Haus am See,** zusammengestellt (Verlag Orell Füßli, Zürich, 1943). Von ihrer gedämpften Art gilt Goethes Vergleich von Gedichten mit gemalten Fensterscheiben, die vom Markte aus betrachtet dunkel scheinen mögen, im Innern der heiligen Kapelle aber farbig und edel bedeutend erglänzen. Die großzügige und doch liebliche Bodenseelandschaft, Jugendnöte, der Amselruf junger Liebe, die behütende und schenkende Gebärde des Gärtners sind in diese Verse eingegangen, die unaufdringlich den einprägsamen Ausdruck und das fruchtbare Motiv verfolgen, während sie den Wohllaut der Sprache erklingen lassen. Auch in Enderlins Lyrik hat die „harte Zeit" eine Spur geritzt:

Aus Bunkern und aus Abwehrnestern
Sind wir gemahnt: Heut ist nicht gestern!

Vielfach abgeschnitten von den Quellen fremden Geistesgutes, besinnt sich der Schweizer auf der Väter Erbe. Adolf Guggenbühl und Karl Hafner schenken uns

in einem festlichen Leinenbande eine Auswahl aus **Heinrich Leutholds Gedichten** (Schweizer Spiegel Verlag Zürich, 1942), mit einer würdigen, verständnisvollen Biographie des unglücklichen Lyrikers im Nachwort. Freunden hoher Wortkunst mögen die unvergleichlich musikalischen Strophen aus den Rapsodien „Hannibal" fehlen. Die „Ode an das Meer", eine Umdichtung von Byrons Ocean, bleibt ohne Hinweis auf die Vorlage — andere formvollendete Übertragungen aus fremder Lyrik sind mit Recht weggelassen —; die Sammlung ist für den unbefangenen Liebhaber bestimmt als eine wahre Liebhaberausgabe, d.h. als Ergebnis einer lebenslangen liebevollen Versenkung in das dichterische Werk Leutholds. So nehmen wir die schöne Frucht mit der Ehrfurcht entgegen, die jede ehrliche Begeisterung verdient und schließen bei unserm Danken auch August Frey ein, der in sechs Radierungen Leutholds Persönlichkeit und Träume suggestiv umreißt.

Helmut Schilling zieht in **Der Quell** (Verlag Francke, Bern, 1943) gedankenvolle Naturvergleiche, nähert sich der Ballade oder läßt sein Gedicht an das Volkslied anklingen. Ein Heimatgefühl, wie es uns heute nottut, spricht aus der „Feierglocke":

Hört die Glocke! Lockt euch eitel Tönen
Rühmlicher Vergangenheit? —
Brüder! Lauscht dem ahnungsschönen
Pflichtruf einer größern Zeit.

Helene Meyer.

Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur 1943.

Es ist das Wesen und auch der Reiz eines solchen Jahrbuchs, daß es die Bemühung um die höchsten Kulturgüter eingebettet zeigt in allerlei ephemere und lokale Ereignisse und Umstände und das geistige Leben in seinen praktisch-gesellschaftlichen Bezügen vor Augen führt. So schwingt der bunte Reigen der Beiträge vom Jubiläum des Winterthurer Gymnasialvereins zu den lyrischen Visionen Momberts, vom längst verrauschten Sängerfest 1854 zur Musik Beethovens und dem ewigen Trauerspiel Goethes. In seiner Studie über das Theater im Winterthur des 19. Jahrhunderts berichtet **Martin Rinck,** wie der eidgenössische Divisionsarzt Dr. Ziegler-Sulzer mit seinem Liebhaberorchester in der pferdeduftenden alten Reithalle die Aufführungen begleitet und selber Eintritt zahlt für sich und den Buben, der ihm das Cello trägt. Solch freudiger, selbstverständlicher Dienst am Schönen scheint auch im edleren Rahmen noch lebendig. Er spricht auch aus den Worten Prof **Rudolf Hunzikers,** der als unermüdlicher literarischer Schutzgeist das Jahrbuch redigiert und im Nachwort seine Mitarbeiter aufs freundlichste vorstellt und willkommen heißt. Aus dem reich illustrierten Band kann nur einzelnes herausgegriffen werden. Mehrere Gedenkreden aus Anlaß der von der Vereinigung veranstalteten Feiern zeigen die Vielfalt der Orientierung: Hunzikers Vortrag über den großen Winterthurer Biedermeier Ulrich Hegner, **Hans Blöschs** reizvolle Erinnerungen an J. V. Widmann, in denen uns das sagenhafte 19. Jahrhundert mit seiner Kulturfreude und seinem Pessimismus entgegentritt, und schließlich zwei Ansprachen von Hunziker und **Jak. Weidenmann** zu Ehren Alfred Momberts, des kosmischen Lyrikers, der im gastlichen Winterthur seine letzte Ruhe fand. Als zweiter Winterthurer neben Hegner erscheint der liberale Theologe A. E. Biedermann, aus dessen unveröffentlichten Jugendpapieren **Kurt Guggisberg** Aufschlußreiches mitteilt. Der umfangreichste Beitrag gilt „dem größten Zürcher Maler aller Zeiten"; das ist, nach **Heinz Helmerking,** der Zürcher Rubensschüler Samuel Hoffmann. Mit wohl begründeter Hingabe bricht Helmerking hier eine Lanze für die Kunst des Barock und rollt dabei das noch kaum gesehene Problem des schweizerischen Barock auf. Wie sich hier dem kunstfeindlichen geistlichen Diktator, dem Antistes Breitinger, gegenüber barockkünstlerische Gegenkräfte stauen, das ist höchst interessant entwickelt. Mit Recht eröffnet den Band **Emil Staigers** Rede über Goethes Tasso, eine feierliche Interpretation jenes Werkes, dessen Sprache am herrlichsten den „Nebelglanz" und „Geisterduft" der voritalienischen Weimarerzeit an sich trägt. Not und Fragwürdigkeit des dichterischen Menschen sind das Thema, seine Lösung bedeutet jene „höchste Möglichkeit des Menschen, die in Goethe wirklich war".

Max Wehrli.

Übersetzungen.

Immer noch haben wir gelegentlich Grund, zu Übersetzungen aus anderen Literaturen zu greifen, um uns eine Vorstellung von den Interessen und Strömungen zu machen, die jenseits der Grenzen die Menschen bewegen. Allerdings ist die Zahl der Neuerscheinungen auf diesem Gebiete wohl etwas zurückgegangen, die Hochflut etwas abgeebbt — vor allem sind es nur mehr ganz wenige Länder, in denen literarische Arbeit heute noch möglich ist und aus deren Schrifttum also Übersetzungen vorliegen können.

Aus Schweden liegt ein außerordentlich instruktiver Sammelband vor: **„Zwölf schwedische Erzähler von heute.** Ausgewählt und eingeleitet von Prof. **Olle Holmberg,** Lund (**Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1942,** Übertragungen durch verschiedene Autoren). Der Herausgeber geht in der Einleitung etwas rasch über die Frage hinweg, ob es „etwas spezifisch Schwedisches in dieser Sammlung" gäbe, das „in einem andern Land nicht denkbar wäre". Vielleicht gibt er die Antwort durch seine Auswahl: wenn er Selma Lagerlöf mit ihrer großartig verinnerlichten Erzählung „Friede auf Erden" an die Spitze des Bandes stellt und ihr bald einmal die meisterliche Novelle von Per Hallström, „Die Hochzeitsreise" (die übrigens in schweizerische Gegenden führt) folgen läßt. Da offenbart sich ein für uns auffälliger Zug, nach tieferen Hintergründen des Lebens zu suchen und sie zu ahnen, und wenn wir durch solche starke Erzählungen in den Band hineingeführt werden, legt sich uns fast zwangsmäßig die Neigung nahe, auch das übrige von ihm zusammengeschlossene Gut von Erzählungen in dieser Weise aufzufassen. — Aber die Schweden können auch anders. Sie pflegen daneben den Gesellschaftsroman, der weniger hintergründig, dafür geistreich und oft auch von einem Humor getragen ist, der mir in seiner Art typisch schwedisch zu sein scheint. Seltsam in seiner Komposition und durch ihre Kühnheit schon ans Skurrile streifend ist der Roman **„Drei Frauen"** von **Ragnar af Geijerstam** (Titel des schwedischen Originals: „Tre Fruar", Übertragung von Dr. Karl Hellwig, **Verlag Albert Müller, Zürich** o. J.). Er beleuchtet das Eheproblem recht verschieden, indem er seinen Helden nicht nur die Ehe erleben läßt, die ihm beschieden ist, sondern auch zwei weitere Ehen, die er mit andern Frauen geführt hätte. So kann der Autor in scharmanter Weise seine Frauenpsychologie spielen lassen und reizende Szenen gestalten. Wie ernst meint er es? — Das Ganze des Buches schillert im Glanze einer liebenswürdigen Ironie. — Ziemlich ausgesprochen vertritt der Roman **„Die Rogers"** von **Gösta Gustaf-Janson** (Titel des schwedischen Originals: „Stora Famnen", Übertragung von Lotte Perndt, **Verlag Steinberg, Zürich** 1943) den humorvollen schwedischen Gesellschaftsroman. Er gibt die Geschichte einer schwedischen Großkaufmannsfamilie und macht sich die Freude, Kleines und Großes, namentlich auch sehr verschiedenartige Menschentypen zusammenzuführen und mit ausgezeichneter Kunst der Darstellung gegeneinander auszuspielen — man fühlt sich bisweilen an die „Buddenbrooks" erinnert. Aber es handelt sich nicht um einen „Verfall einer Familie", sondern — am Ende — um einen beglückenden Aufschwung. Doch haftet die Erinnerung nicht an ihm, sondern am bunten Gemisch von Menschlichkeiten, durch das man in einer bewegten Darstellung hindurchgeführt worden ist. — Wieder andere Wege geht der Roman **„Attentat in Paris"** von **Marika Stiernstedt** (**Bermann-Fischer** Verlag, **Stockholm** 1943). Er greift unmittelbar ins gegenwärtige Leben hinein und schildert ein Attentat auf einen Offizier der deutschen Besatzungsarmee in Paris und seine Wirkungen. Erstaunlich ist die straffe Führung der Handlung, eindrücklich die scharfe Konturierung der Gestalten und die sichere Zeichnung des Milieus, doch wird das alles durch den Nachdruck, der auf das Moment der Spannung gelegt ist, in den Schatten gedrängt. Durch diese Spannung gewinnt das Buch den Charakter eines Detektivromanes, und sein Thema ist ja zugleich von einer schaurigen Aktualität. Man hat bei der Lektüre das Gefühl, ins Zeitgeschehen hineingerissen zu werden, und empfindet es fast als widerspruchsvoll, daß diese Reportage in so wohl durchdachter Form und in so untadeligem Aufbau gegeben wird.

Aus dem englisch-amerikanischen Sprachbereich sei der Roman **„Weg der Enthüllung"** von **Norah Lofts** (Titel des amerikanischen Originals: „The Road to Revelation", Übertragung von Ursula von Wiese, **Verlag Albert Müller. Zürich** o. J.) erwähnt. Er schildert einen Trupp zufällig zusammengekommener Menschen,

die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen Weg nach Kalifornien suchen, und gibt damit in gewisser Hinsicht eine interessante geschichtliche Parallele zu dem Roman „Die Früchte des Zorns" von John Steinbeck. Aber der Autorin liegt es vor allem daran, aufzuweisen, wie von den bunt gemischten Menschen, denen sie sich zuwendet, ein jeder sein besonderes Schicksal in sich trägt, und wie es sich auf diesem seltsamen Zug nach dem Westen erfüllt. Sie versteht es, unsere Teilnahme am Geschick dieser Menschen zu erwärmen und zu fesseln, und zugleich weckt sie unser Interesse durch die lebendige Schilderung der Welt, in der sie ihre Erzählung spielen läßt. — Von dem eben genannten **John Steinbeck** liegt neuerdings ein schmaler Band vor, an dem man nicht vorbei gehen kann: **„Der Mond ging unter"** (Titel des englischen Originals: „The Moon is down", Übertragung von Anna Katharina Rehmann-Salten, **Humanitas-Verlag, Zürich** 1943). Das Buch erzählt — ohne Orts- oder Zeitangaben — von einem Lande, das von fremder Heeresmacht besetzt wird, und von der Art, wie die Menschen hüben und drüben dieses Ereignis erleben. Man glaubt zunächst, einem ganz unwirklichen, marionettenhaften Geschehen gegenüberzustehen, allmählich aber wird man mehr und mehr von der Schilderung erfaßt, fühlt, was sie uns zu sagen hat, und erkennt die außerordentlich gestaltende Kraft, die beim Entstehen dieser Erzählung am Werke war. Auch hier sind Menschen in der Auseinandersetzung mit ihrem Schicksal gezeichnet: die vergangenen Jahre haben eine so unmittelbare Aufgeschlossenheit für die Würdigung dieses Schicksals herbeigeführt, daß es uns zutiefst ergreift. — Fast ins Leere stellt **James Hanley** in seinem Roman **„Ozean"** (Titel des englischen Originals: „The Ocean" **Verlag Steinberg, Zürich** 1942) das Schicksal seiner Gestalten. Es handelt sich um eine Schar Schiffbrüchiger, die auf dem engen Raum eines Rettungsbootes einer ungewissen Zukunft entgegenirren. Man mag etwa Gerstenbergs „Ugolino" gedenken, wo (im Drama) eine ähnliche Situation Menschlich-Seelisches bloßlegt. Darauf allein kann es hier ankommen: das ewig Menschliche zu enthüllen. Und man muß auch sagen, daß James Hanley mit einem ebenso tief dringenden Blick wie mit gütigem Verständnis für Kleines und Großes uns das Bild des Menschen zeichnet, und wer Sinn für solche außerordentliche psychologische Studien hat, wird seiner Schilderung mit großem Interesse folgen. — Ein Autor, den man sich unter den englischen Romanschriftstellern merken muß, ist **Charles Morgan.** Sein Roman **„Das leere Zimmer"** (Titel des englischen Originals: „The empty Room", Übertragung von H. E. Herlitschka, **Verlag Steinberg, Zürich** 1943) zeigt ihn als sehr gewandten Darsteller, der seinen Stoff keck aus der unmittelbaren Gegenwart holt und auch vor seltsamen Motiven nicht zurückschreckt. Das Ergebnis ist ein Buch, in dem das Streben nach menschlicher Vertiefung und die Lust am Ungewöhnlichen in aufreizendem Kontraste stehen und das sich gerade darum einprägt, weil es sich zwischen diesen beiden Regungen in der Schwebe hält. — In seinem Romane **„Die Lebensreise"** (Titel des englischen Originals: „The Voyage", Übertragung von Herberth E. Herlitschka, **Humanitas-Verlag, Zürich** 1943) aber gibt **Charles Morgan** ein Letztes: das breit ausgemalte Bild des Lebens eines Menschen, der des rechten Weges wohl bewußt ist und der ihn auch durch alle Schwierigkeiten hindurch, die sich ihm entgegenstellen, unbeirrt zu gehen sucht. Dabei ist das Buch voll dichterischer Schönheit und spielt — eine Huldigung des Autors an das von ihm geliebte und in seinen intimsten Regungen verstandene Frankreich — in kleinbürgerlichen französischen Verhältnissen, die uns mit liebevollster Eindringlichkeit deutlich gemacht werden. Aber das Entscheidende ist die menschliche Durchdringung des Ganzen und der starke Wille zu einer vom Innersten her genährten Lebenshaltung. — Etwas Ähnliches bietet **Eric Knight** in seinem Roman **„Dir selber treu"** (Titel des englischen Originals: „This above all", Übertragung von Elisabeth Rotten, **Humanitas-Verlag, Zürich** 1943). Die Handlung wird hier — wie im Roman „Die Lebensreise" — durch den Ablauf einer Liebesgeschichte bestimmt, die bei Eric Knight nun ganz auf englischem Boden spielt und ungewöhnlich genug ist. Aber auch hier gibt die Liebesgeschichte der Handlung nur das äußere Gerüst, und der Autor strebt darnach, sie menschlich zu vertiefen und durch sie einem wahreren und besseren Leben das Wort zu reden. Es ist ein Buch, das ganz aus der Gegenwart und ihrer Not geboren ist, und wir können der Kraft der Darstellung des Dichters, dem Ernst seiner Gesinnung und dem Mute, mit dem er in einem um seine Existenz ringenden Lande nach einer Neugestaltung des Lebens ruft, unsere hohe Achtung nicht versagen,

zumal da er sich nicht Schwärmereien hingibt, sondern in vollendeter Balance sowohl die Stimme des Herzens als die des Verstandes reden läßt. — Ein geschichtlicher Roman ist das Werk **„Die Lustgärten Gottes"** von **Hugh Walpole** (Titel des englischen Originals: „The bright Pavilions", Übertragung von Rudolf Liechti, **Humanitas-Verlag, Zürich** 1943). Es spielt im Zeitalter der Königin Elisabeth und läßt den Leser in einer stets bewegten Darstellung an den leidenschaftlichen Kämpfen jener Zeit teilnehmen. Das tun gewiß auch manche andere Romane, die sich dieser Epoche zuwenden. Was diesen Roman aus der Reihe herausheben dürfte, ist die ausgezeichnete Sachkenntnis des Autors, die ihm erlaubt, eine verschwenderische Farbigkeit in seine Darstellung zu bringen, so daß dieser Roman durch seine Anschaulichkeit eine gewisse Rechtfertigung seines Genres darstellt: er weist eine Qualität auf, die rein geschichtliche Werke sich kaum zu eigen machen können.

Stellt sich einem vor diesem Roman wieder die Frage nach Wesen und Kunstwert des geschichtlichen Romanes überhaupt, so wird durch eine Übersetzung aus dem Französischen, die uns vorliegt, die Frage nach Art und Wesen kleinerer geschichtlicher Skizzen aufgeworfen. Unter dem Titel **„Im Schatten der Guillotine"** (Auswahl und Übertragung von Dr. Luise Laporte, Nachwort von Dr. Hans Rupé, **Verlag C. H. Beck, München**) ist eine Auswahl von Geschichten, die der französische Historiker **Theodore Gosselin** unter dem Pseudonym **G. Lenotre** in seinem Werke „Vieilles Maisons, Vieux papiers" (6 Bde., Paris 1900 ff.) veröffentlichte, zu einem Bande zusammengeschlossen worden. Seine Skizzen — die nun gar nichts Romanhaftes an sich haben — sind aus einem intensivsten Studium der Zeit der französischen Revolution erwachsen und aus einer unendlichen Kenntnis des Details zu Kabinettstücken der Erzählerkunst ausgebildet. Menschen, die beides haben, sowohl den Sinn für die Akribie, als auch die Kraft der künstlerischen Gestaltung sind selten. Umso dankbarer heißen wir ihre Schöpfungen willkommen, auch wenn es schwer hält, ihnen in den Rubriken der üblichen Gattungen der Darstellung einen geeigneten Platz einzuräumen.

Carl Günther.

Aus der Arbeit der protestantischen Theologie.

I.

Das Hauptereignis in der theologischen Arbeit der vergangenen zwölf Monate ist wohl das Erscheinen des Werkes **Karl Barths: Die Lehre von Gott; Kirchliche Dogmatik Band II/2, Evangelischer Verlag, Zollikon 1942.** Es ist an sich erstaunlich genug, daß es Barth gewagt hat, seinem großangelegten Werk über die christliche Glaubenslehre den bestimmten Titel „Kirchliche Dogmatik" zu geben. Wer auch nur einigermaßen mit der heutigen Lage der reformierten Theologie vertraut ist und die Not empfindet, die darin besteht, daß gerade unsere schweizerischen reformierten Kirchen eine so uneinheitliche Verkündigung aufweisen, der wird sich über den Anspruch wundern, der im Titel von Barths Werk beschlossen liegt. „Kirchlich" ist seine Dogmatik nicht deswegen, weil sie eine Art Mittellinie aufzeigen würde, auf der sich allenfalls die ganze Kirche mit all ihren Richtungen und Schattierungen finden könnte, sondern einzig darum, weil hier entschlossen und grundsätzlich von der Bibel her gedacht wird, von deren Wort die Kirche lebt, wenn sie wirklich Kirche ist. Im vorliegenden Band, der den ansehnlichen Umfang von 900 Seiten aufweist, behandelt Barth die Lehre von der Erwählung und vom Gebot Gottes (Prädestination und Ethik). Beides gehört zur Lehre von Gott und muß zur Sprache kommen, bevor über Schöpfung, Versöhnung und Erlösung geredet wird. Dadurch, daß Barth diesem Problemkreis gerade diese Stellung innerhalb der Dogmatik zuweist, geht er schon rein formal einigermaßen neue Wege. Denn die traditionelle kirchliche Dogmatik pflegte die Lehre von der Prädestination an anderer Stelle zu behandeln. Aber in diesem formalen Unterschied liegt zugleich ein materieller beschlossen. Während die bisherige Lehre an unheilvollen Unklarheiten krankte, die schließlich zu ihrer gänzlichen Ignorierung führten, lehrt uns Barth die Prädestination wieder ganz neu verstehen als Erwählung Jesu Christi, dann als Erwählung seiner Gemeinde, und erst in dritter Linie als Erwählung des Einzelnen. Es handelt sich also bei der Erwählung um drei konzentrische Kreise, deren äußerster Jesus Christus (wir sind i n i h m erwählt) und deren innerster der Einzelne ist.

Durch diese in der bisherigen Theologie nur sporadisch erkannte und auch von Calvin nicht konsequent durchgeführte Konzeption erschließt Barth seinem Leser den biblischen Sinn der Erwählungslehre wieder ganz neu, und es ist von ihm selbst nicht zuviel behauptet, wenn er sagt, die Erwählungslehre sei das Evangelium im Evangelium. — Ebenso neu und ungewohnt ist auch das was Barth über das Gebot Gottes zu sagen hat. Auch hier befindet sich die kirchliche Überlieferung einigermaßen in Verlegenheit, indem sie den Unterschied zwischen christlicher und philosophischer Ethik nicht recht klarzulegen wußte und sich in allerlei Spezialfragen über das rechte Handeln verlor. Demgegenüber denkt Barth auch hier grundsätzlicher und tiefer und entschlossener von Jesus Christus her. Er sieht im Gebot Gottes gerade die Gestalt des Evangeliums, durch die Gott den Menschen für sich in Anspruch nimmt. Barth löst damit den von Luther her in der lutherischen Kirche unheilvoll wirkenden Dualismus oder sogar Antagonismus zwischen Evangelium und Gesetz. Die meisterhafte Art und Weise, wie Barth seine Erkenntnisse aus der Hl. Schrift gewinnt, indem er einfach hört auf das, was die Bibel sagt, ist schlechterdings überzeugend. Einigermaßen erstaunlich ist die Tatsache, daß Barth gerade in seinen Darlegungen über das Gebot Gottes die Auseinandersetzung mit der kirchlichen Tradition, besonders auch mit der Kasuistik, weitgehend meidet. Es muß aber für den Leser eine reizvolle Aufgabe bilden, Barths Ethik mit derjenigen von Emil Brunner zu vergleichen, die wir früher an dieser Stelle besprochen haben (siehe „Schweizer Monatshefte", März 1942, S. 670). Es bestehen zwischen beiden Werken große Unterschiede in Anlage und Aufbau, in der Akzentlegung und auch in der Materie, so besonders auch in der Wertung des Staates, in einer Frage also, die uns heute wieder dringlich gestellt ist. Wir können diesen Unterschieden hier im einzelnen nicht näher nachgehen, glauben aber sagen zu dürfen, daß gerade von der grundsätzlichen Sicht her, die uns Barth schenkt, noch konkreter zu den Sozialproblemen geredet werden müßte. Wir haben aber jedenfalls ein Werk vor uns, das in seiner sorgfältigen und überdachten Anlage, in seinem strengen und disziplinierten Hören auf Gottes Wort, in seiner Kenntnis der bisherigen theologischen Lösungen und Lösungsversuche und in der Klarheit und Überzeugungskraft seiner Darstellung vielleicht für Jahrhunderte seinen Dienst an der Kirche erfüllen wird.

Wir haben die Freude, gleich noch auf ein weiteres Meisterwerk der protestantischen Theologie hinweisen zu können. Zum Bedeutendsten, das die schweizerische Kirchengeschichtsschreibung seit Jahrzehnten geleistet hat, gehört das Lebenswerk des 1939 verstorbenen **Paul Wernle: Der Schweizerische Protestantismus in der Zeit der Helvetik 1798—1803, Max Niehans-Verlag, Zürich 1942,** (zweiter Band). In diesem zweiten Teil seines Gesamtwerkes behandelt Wernle den Abstieg der Revolution in der Eidgenossenschaft bis zu den Mediationsakten Napoleons. Aus einem fast unübersehbaren Quellenmaterial läßt der Verfasser ein plastisches Bild der kirchlichen Lage jener wirren Zeit entstehen, da sich die Ereignisse oftmals überstürzten und die Not der Kirche ein getreues Spiegelbild der Not des ganzen Landes bot. Die großen Linien der gesamtschweizerischen Lage werden bis in die kleinsten Gemeindeverhältnisse hinein ausgezogen. So viel als möglich läßt Wernle die Quellen selber sprechen. Bei der bekannten Meisterschaft des Verfassers führt dieses Verfahren jedoch nie ins Uferlose. Alles steht vielmehr im Dienste des einen, großen Ziels: die Problematik der ganzen Helvetik aufzuzeigen. Damit gewinnt dieses Standardwerk nicht nur das Interesse des Kirchenhistorikers, sondern ebenso sehr das jedes Geschichtsfreundes. — Die Kirchengeschichte zum Gegenstand haben auch drei Neuerscheinungen aus dem Zwingli-Verlag. **Leo Weisz: Leo Jud, Ulrich Zwinglis Kampfgenosse 1482—1542: Zwingli-Verlag, Zürich 1942.** Es bedeutet eine große Bereicherung der Literatur über die Reformation, daß es Leo Weisz unternommen hat, zum 400. Todestag des ersten reformierten Pfarrers von St. Peter eine von gründlichem Quellenstudium zeugende Biographie herauszubringen. Wir lernen hier den Menschen, Pfarrer und Reformator Leo Jud kennen. Besonderem Interesse begegnet die literarische Tätigkeit Meister Leus (wie Jud im Volksmund genannt wurde). Man ahnt, was bisher nicht allgemein bekannt war, daß die Reformation wohl anders verlaufen wäre, hätte nicht Leo Jud seine ganze Kraft für die Übersetzung und Verbreitung der Bibel und grundlegender reformatorischer Werke eingesetzt. Leider ist der Stil des Verfassers nicht überall so flüssig, wie man es sich gerne wünschte. Trotzdem wäre es dem illustrierten Bändchen zu

gönnen, daß es recht viele Leser fände. — **Fritz Blanke: Der junge Bullinger 1504—1531; Zwingli-Verlag, Zürich 1942.** Heinrich Bullinger, dem wir die Erhaltung und Festigung der Zürcher Reformation verdanken, stand bisher zu sehr im Schatten Zwinglis. Der Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Zürich schreibt nun die Biographie des jungen Bullinger und stellt darin ein wesentliches Stück der zürcherischen Reformationsgeschichte dar. Besonderem Interesse begegnet Bullingers Tätigkeit als Klosterlehrer in Kappel, wo er zum Reformator heranwächst. Das letzte Kapitel, das von der Berufung Bullingers zum Nachfolger Zwinglis handelt, ist von grundsätzlicher Bedeutung, indem der junge Antistes der Zürcher Kirche vor dem Rat entschlossen die Freiheit der kirchlichen Wortverkündigung wahrt. Blanke belegt seine Ausführungen durch die Quellen. Eine gediegene Bilderbeilage, bearbeitet von Leo Weisz, vervollständigt das für den Theologen und den Geschichtsfreund gleicherweise interessante Büchlein. — **Rudolf Stickelberger** hat das Wagnis unternommen, unter dem Titel **Sichtbare Kirche** eine Kirchengeschichte für jedermann zu schreiben, **Zwingli-Verlag, Zürich 1942.** Wer weiß, welche Fülle von Material und Literatur auf diesem Gebiet vorliegt, wird sich darüber verwundern, daß ein junger Schweizer an diese Aufgabe überhaupt herangetreten ist. Sie konnte zum Vorneherein nur dann gelingen, wenn es der Verfasser verstand, den fast unübersehbaren Stoff zusammenzuraffen, zu sichten und die richtige Auswahl für den schweizerischen Leser zu treffen. In dieser Beziehung hat Stickelberger einen wirklich guten Wurf getan. Wer nur trockene Daten und blutleere Beschreibungen von Tatbeständen und Zusammenhängen erwartet, ist angenehm überrascht ob der Anschaulichkeit, mit der die Kirche im Laufe der Jahrhunderte geschildert ist. Daß aber diese Art der Darstellung große Gefahren in sich trägt, liegt auf der Hand. Je knapper der Text ist, umso mehr muß jedes Wort auf die Goldwaage gelegt werden, wenn nicht gelegentlich ein schiefes Bild entstehen soll. Stickelberger hat diesem Umstand nicht immer genügend Rechnung getragen. Dagegen sollen die großen Vorzüge dieser Arbeit nicht übersehen werden: Es liegt nun endlich eine zusammenhängende Kirchengeschichte über zwei Jahrtausende vor, die nicht nur darstellt, sondern auch wertet — und zwar vom reformierten Standpunkt aus —, und die auch die schweizerische Kirchengeschichte gebührend berücksichtigt.

Es ist seltsam, daß bisher noch immer nicht alle Werke **Sören Kierkegaards** in deutscher Übersetzung vorlagen. Es fehlten einige seiner Reden aus den Jahren 1843—47. Diese Lücke hat nun **Pfr. W. Bätscher** ausgefüllt, indem er unter dem Titel **Wahrheit, die aufbaut** im **Zwingli-Verlag 1942** ein hübsches Bändchen von Reden des großen Dänen herausgab. Es handelt sich um neun „erbauliche" und vier „christliche" Reden, wovon die letzteren zweifellos die bedeutenderen sind. Nicht nur darum, weil sie alle um das Problem des Leides kreisen — also um ein Grundproblem, mit dem sich jede Menschengeneration neu auseinandersetzen muß —, sondern vor allem darum, weil Kierkegaard nicht vorschnell tröstet. Er denkt das Thema des Leidens von Grund auf durch und gelangt gerade so zum „Evangelium des Leidens": Das Leiden ist von der Christusnachfolge unablöslich, der Leidensweg ist der rechte Weg und führt schließlich zur ewigen Seligkeit. Es ist nicht möglich, mit ein paar Worten die Fülle und Tiefe der Gedanken wiederzugeben, denn diese „christlichen Reden" gehören zum Besten, was jemals über das Problem des Leidens geschrieben worden ist. Man spürt es ihnen an, daß sie aus einer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit dem Leiden herausgewachsen sind und darum existentielle Wahrheit enthalten. Leicht sind sie jedoch nicht zu lesen, da Kierkegaard einen schweren Stil schreibt und der Übersetzer diese Eigenart nicht verwischen wollte. Bätscher hat dem Büchlein eine gute Einleitung in Kierkegaards Leben und Werk sowie eine Charakterisierung der einzelnen Reden beigegeben.

Albert Emil Rüthy hat seine Basler Dissertation **Die Pfanze und ihre Teile im biblisch-hebräischen Sprachgebrauch** im **Verlag A. Francke, Bern 1942.** erscheinen lassen. In sorgfältiger wissenschaftlicher Kleinarbeit werden die Ausdrücke für die Pflanzenfamilien untersucht und nach ihrer Herkunft und Bedeutung aufgehellt. Wer weiß, wie unsicher die Bibelübersetzungen gerade auf dem Gebiet der palästinensischen Flora sind, wird den Ertrag dieser Arbeit sehr zu schätzen wissen. Dieser liegt nicht so sehr in grundlegend neuen Ergebnissen der hebräischen Lexikographie als vielmehr in der genaueren Erfassung einzelner Begriffe, wobei der Vergleich mit anderen semitischen Sprachen manche wertvolle Klärung bringt. Nicht nur die

Philologie, sondern auch die Theologie ist auf solche Arbeiten angewiesen, um — wie der Verfasser im Vorwort schreibt — „Gottes Wort im Alten Testament in immer klarerem Licht erscheinen zu lassen".

Edwin Künzli.

Kunstbücher.

Schweizer Kleinmeister.

Die Renaissance einer gewissen Zeithaltung, die sich z. B. deutlich in der Wiederentdeckung Albert Ankers abzeichnet, führte den modernen Menschen nicht bloß näher an das mittlere 19. Jahrhundert heran, sondern darüber hinaus auch noch zu den Wurzeln dieser bescheidenen heimatlichen Kunst. Eine Reaktion gegen die aufgeblähte Vermassung und gegen den ungesunden Rekordwahn unserer Epoche ist dabei unverkennbar. Und verliert sich unsere Sehnsucht auch gerne in dem etwas nebulosen Ideal der „guten alten Zeit", zu deren tatsächlicher Idyllischkeit wir noch allerhand vermeintliche Tugenden hinzudichten, die es damals ebenso wenig gegeben hat wie heute, so ist doch ein wesentlicher Zug in dieser retrospektiven Einstellung nicht zu übersehen: das Abwenden von aller pomphaften Monumentalität, die Qualität allzu freigebig durch Quantität ersetzt. Daß wir dabei freilich mitunter auch in das andere Extrem verfallen, nämlich alles Einfache überzubewerten, selbst wenn es mit künstlerischen Ambitionen nicht viel zu tun hat, liegt in der Natur der Sache. Das schöne Tafelwerk über die Schweizer Kleinmeister ist allerdings keineswegs mit diesem Fehler behaftet*). Denn bei aller Liebe zum Thema verliert Walter Hugelshofer doch nie den kritischen Blick für die eigentliche künstlerische Substanz. Im Gegenteil: er zeichnet ohne Retuschierung die Linie nach, auf der sich der Aufstieg und später auch der Verfall dieser vielfach stark lokal verankerten Maler vollzog. Und was so bereits im Text angetönt ist, das wird dem Betrachter dann anhand der 124 Tafelbilder (worunter sich 20 Farbenreproduktionen befinden) noch deutlicher bewußt, weil die Auswahl der Werke nicht allein den souveränen Kenner verrät, sondern auch durch die Anordnung der Arbeiten ein lebendiges Gesicht erhalten hat. Daß die gezeigten Proben der schweizerischen Kleinmeisterkunst zwischen 1770 und 1840 sehr häufig dem Privatbesitz entnommen wurden, sich also nicht auf das allbekannte museale Kunstgut stützen, darf wohl als besonderes Verdienst des Herausgebers gebucht werden.

Die Einleitung, der noch sehr brauchbare Kurzbiographien der aufgenommenen Künstler folgen, ist schon darum lebendiger als bei den meisten solcher Tafelwerke, bei denen der Text seiner Bedeutung nach naturgemäß erst an zweiter Stelle steht, weil sich Walter Hugelshofer nicht auf eine mehr oder weniger langweilige Aufzählung von Namen beschränkt. Der Verfasser will uns vielmehr ein Gesamtbild der Kultur in dem in Frage kommenden Zeitraum bieten. Und obwohl ihm dafür nur wenige Seiten zur Verfügung stehen, gelingt ihm dieses Unterfangen doch in bemerkenswerter Weise. In die Basis, die der Leser so durch den Text erhält, lassen sich dann die Bildproben ohne weitere Erklärungen leicht einbauen. War auch eine größere Zahl von Malern nicht viel mehr als Nutznießer des damals aufkommenden Fremdenverkehrs, so ist das Phänomen der Kleinmeister mit dieser Feststellung durchaus nicht abgeklärt. Walter Hugelshofer zeigt in lebendiger Art, welche mannigfachen Tendenzen bei dieser Kunst Pate standen: Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur!", der nüchterne Geist der Aufklärung, die französische Revolution, das Erstarken des Bürgertums nach Napoleons Sturz, die beinahe sprunghafte Entfaltung der Industrie im 19. Jahrhundert usw. Wie sich diese weltanschaulichen und kulturellen Strömungen die ihnen eigenen künstlerischen Formen suchten, das wird dann im zweiten Abschnitt, eben im Bilderteil, zum schönen optischen Eindruck. Bekannte Namen stehen da neben fast vergessenen Meistern, die aber oft ein nicht weniger intensives Kunsterlebnis bewirken. Daß diese Blätter selbst dort in uns innere Schwingungen auslösen, wo sich die Werke kaum über einen schlichten Durchschnitt erheben, das ist wohl in erster Linie in dem Umstand begründet, daß — wie Hugelshofer sehr richtig bemerkt — bei den Kleinmeistern

*) Hugelshofer Walter: Schweizer Kleinmeister. Fretz & Wasmuth, Zürich. 1943.

Wollen und Können in Einklang standen. Und dieses Ausgewogene des zusammengetragenen Materials, das charakterisiert auch das ganze Buch, das voller Harmonien und Wohlklänge ist.

Herbert Gröger.

Ein Bilderwerk über den Kanton Graubünden.

Es war eine sehr hübsche Idee, einmal zu zeigen, wie eine bestimmte Landschaft — hier handelt es sich um den Kanton Graubünden — sich ausnimmt, wenn wir sie durch das Temperament verschiedener Maler hindurch ansehen. Und besonders anregend ist es, wenn, wie hier, in dem von **Walter Kern** verfaßten und zusammengestellten, beim **Verlag Oprecht in Zürich/New York** erschienenen Buche **„Graubünden in der Malerei"** Maler der verschiedensten Epochen sich einfinden, sodaß wir ihre Auffassungen über die Landschaft einer bestimmten Gegend kennen lernen. So wird hier bereits mit dem XVI. Jahrhundert begonnen und als erstes Bild sehen wir ein von Erwin Poeschel als Darstellung der Klus am Eingang ins Prätigau identifiziertes Blatt des Feldkircher Malers Wolf Huber, der wahrscheinlich Albrecht Altdorfer zu seinen Alpenlandschaften angeregt hat. Es folgt eine jener fast pointillistisch wirkenden Landschaften des Holländers Hercules Segers; dann aber kommt eine gewisse Leere, denn Graubündens landschaftliche Schönheit ist im Vergleich zu andern Gegenden der Schweiz relativ spät entdeckt worden. Selbst nach Albrecht von Haller und Rousseau, als man anfing für die effektvollen Kontraste des Vierwaldstättersees und des Berner Oberlandes zu schwärmen und sie in unzähligen Bildern festzuhalten, hatte man noch keinen rechten Sinn für das stillere Leuchten der Bündner Berge. Aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts sehen wir daher nur einige Bilder des Zürchers Ludwig Heß und die empfindsame Naturauffassung des früheren XIX. Jahrhunderts zeigen uns nur einige Darstellungen von Zelger und Steffan; aber schließlich wurzeln doch auch Maler wie Ott-Däniker und Hoerter noch z. T. in dieser früheren Epoche. Richtig entdeckt wurde dann Graubünden vor allem durch Segantini und seine Zeit; es freut einen, daß Kern für diesen Künstler, zu dem heute viele kein rechtes Verhältnis mehr haben, so schöne anerkennende Worte findet. Von da an haben sich ja dann eigentlich fast alle Schweizer Künstler mit der Landschaft der Bündner Berge auseinandergesetzt; dies zeigen uns die nun folgenden Bilder, auf denen wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bis zu Hodler und dann noch weiter bis in unsere modernste Zeit hinein vordringen, und so lernen wir dabei die verschiedensten Richtungen — die Beeinflussungen von Seiten der Münchner Landschaftsmalerei, die von Segantini und Hodler ausgehenden Anregungen, ja sogar expressionistische Versuche — näher kennen. Die Auswahl der auf über 50 ganzseitigen Tafeln wiedergegebenen Bilder scheint gut getroffen; wir sehen da, um nur einige zufällig herausgegriffene Namen neuerer Maler zu nennen, Werke von Giovanni und Augusto Giacometti, Amiet, W. F. Burger, Hans Beat Wieland, Cardinaux, Victor Surbeck, Pellegrini, Herm. Huber, C. von Salis und vielen anderen mehr. Besonderes Lob verdient der dem Bilderteil vorgesetzte Text von Kern, der uns ohne jede Pedanterie in einer Art kunstgeschichtlicher Einleitung eine lebendige Übersicht über die Landschaftsmalerei vornehmlich des XIX. Jahrhunderts bis in unsere jüngste Zeit bietet; sie erhält einen besonderen Wert auch durch die vielen persönlichen Einzelheiten, die der Verfasser aus dem Leben der verschiedenen Maler zu erzählen weiß.

S. Guyer.

Wirtschaftsethik und Monopole.

In der Diskussion um den „Dritten Weg" ist immer wieder auf den die freie Marktentfaltung hemmenden Einfluß der Monopole hingewiesen worden. Besonders scharfe Einwände richteten sich dabei gegen den privaten Monopolismus. Röpke spricht in diesem Zusammenhang von Industriefeudalismus und meint, daß die Verfälschung der Marktwirtschaft nicht nur „sozial unerträglich", sondern auch „eine Störung des Wirtschaftsprozesses und ein Hemmschuh der Gesamtproduktion" sei.

Es ist gewiß für die heutige Zeit von Interesse zu wissen, daß ähnliche Gedanken auch in früheren Jahrhunderten geäußert und diskutiert wurden; denn der Monopolismus ist natürlich nicht erst ein Kind unserer Tage. Er sah sich deshalb auch von jeher der Kritik zahlreicher Gegner ausgesetzt. **Joseph Höffner** *) hat in einer teils wirtschaftshistorischen, teils dogmenhistorischen Arbeit den wertvollen Versuch unternommen, die Stellungnahme der Wirtschaftsethik des 15. und 16. Jahrhunderts zur Problematik des Monopolismus abzuklären.

An den Ausgangspunkt seiner Ausführungen stellt der Verfasser eine geschichtliche Würdigung der Marktverhältnisse im 15. und 16. Jahrhundert. Gestützt auf den mittelalterlichen Regalismus hatten es damals die Fürsten verstanden, wichtige Zweige der Produktion und des Handels zu monopolisieren. Das Salzmonopol der Könige von Frankreich, das Alaunmonopol des Papstes, das Bernsteinmonopol des deutschen Ordensstaates, die Gewürz- und Kolonialwarenmonopole der spanischen und portugiesischen Krone usw. führten so zu einschneidenden Beschränkungen der freien Marktgestaltung. Förderlich für diese Entwicklung war vorerst namentlich das fiskalische Interesse. Gerade zum Vorteil des Fiskus schritt man später aber zur Verpachtung und zum Verkauf von ökonomischen Privilegien. Auf diese Weise entstanden in Anlehnung an die Fürstenmonopole zahlreiche Monopole der privaten Wirtschaft (z. B. für Silber, Kupfer, Quecksilber, Gewürze, ferner für Negersklaven etc.). Daneben fanden jedoch private Unternehmer auch häufig Mittel und Wege zur selbständigen Monopolbildung. Dies trifft z. B. für das Mansfelder Kupfer-Preis- und Verkaufskartell von 1531 zu, sowie für die spekulativen Machenschaften einzelner Antwerpener Bankiers.

Die Frage nach der Wünschbarkeit dieses überbordenden Monopolismus rief begreiflicherweise unter den Zeitgenossen ein heftiges Dafür und Dawider hervor. Die „öffentliche Meinung" wandte sich in Flugblättern gegen die „überreichen wucherischen Kaufleute". Auf der anderen Seite versuchten die Fürsten, sowie das aufstrebende Unternehmertum ihren Standpunkt gegenüber den Monopolfeinden zu rechtfertigen. Selbst Humanisten und Reformatoren mischten sich in den entbrannten Streit. Den bemerkenswertesten Beitrag zu diesem Kampf der Meinungen lieferten aber zweifellos die Wirtschaftsethiker der Spätscholastik. Dieser Gruppe, die in Deutschland, Italien, Frankreich und besonders in Spanien wirkte, widmet Höffner den größten Teil seiner Untersuchungen.

Der Inbegriff spätscholastischer Wirtschaftsethik war nach Höffner nicht, wie dies allgemein auf Grund einiger falsch verstandener Stellen Thomas von Aquinos vermutet wird, die „Idee der Nahrung", das standesgemäße Auskommen. Gewinnstreben wurde nur in seinen betrügerischen und monopolistischen Auswüchsen verurteilt. Zumal die Schüler des Aquinaten gelangten zu einer durchaus handelsfreundlichen Einstellung. Der Dominikaner Soto (1494—1560) und der Franziskaner Medina (1490—1546) — um nur zwei der wichtigsten Namen zu nennen — waren überzeugte Vertreter der freien Marktentfaltung. Besonders aber überrascht der kastilische Jesuit Molina (1535—1600) durch seine „liberalen" Anschauungen, die er sowohl der behördlichen Bevormundung der Wirtschaft, als auch dem privaten Monopolismus entgegensetzt.

Wie allen Scholastikern geht es Molina um den „gerechten Preis". Der „gerechte Preis" wird aber für ihn nicht durch das Kostenprinzip oder die „Idee der Nahrung" bestimmt, sondern fällt mit dem natürlichen Preis zusammen. Als natürliche Faktoren der Preisbildung werden erwähnt: die Warenmenge, die Zahl der Käufer, die Dringlichkeit des Bedarfes, die Geldmenge und die Verkaufsart. Das freie Spiel dieser sechs Faktoren darf nach Molina unter keinen Umständen behindert werden, selbst auf die Möglichkeit hin, daß „bestimmte Bevölkerungsschichten im Staate, die vorher reich waren, nunmehr verarmen, während andere in demselben Staate reich und mächtig werden". Obrigkeitliche Preistaxen sind deshalb höchstens zulässig, wenn sonst der gesamte Staat in seinem Bestand erschüttert würde. Es liege im Interesse der Wirtschaft, dem Preis, der seiner Natur nach niemals stabil sei, die angemessene Elastizität zu garantieren.

---

*) Höffner Joseph: Wirtschaftsethik und Monopole im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Verlag Gustav Fischer, Jena.

Von solchen Überlegungen ausgehend verlangte nun Molina, wie auch die meisten übrigen Spätscholastiker, neben der Einschränkung der Preistaxen die Abschaffung der privaten Monopole. Diese seien als naturwidrige und wucherische Beeinträchtigung der gerechten Preisbildung zu betrachten. Besonders die Monopolbildung durch Preisabrede wurde von der spätscholastischen Wirtschaftsethik als unsittlich, ja betrügerisch abgelehnt. Eine große Gefahr sah man ferner darin, wenn eine einzige Person sämtliche Waren der nämlichen Gattung (z. B. Getreide) in spekulativer Absicht aufkaufte, wobei völlig ungerechtfertigte Verteuerungen entstehen konnten. — Nur der Privilegierung Privater durch den Staat war Molina etwas günstiger gesinnt. Man ermuntere auf diese Weise die Kaufleute, sich an nützliche Geschäfte heranzuwagen, die sonst zu riskant gewesen wären. Hier macht sich bei den Spätscholastikern bereits ein merkantilistischer Zug bemerkbar! Freilich bleibt gerade Molina gegen das gänzlich staatliche Handelsmonopol mißtrauisch, da er dabei besonders die indirekte Steuerwirkung ablehnt.

Die Kritik der Wirtschaftsethiker des 15. und 16. Jahrhunderts am Monopolismus (im besonderen diejenige der Spätscholastiker) packt also nach Höffner das Problem namentlich von der Preisseite her an. Ähnliche Argumente werden auch heute in den Vordergrund gestellt. Der Erfinder des „Dritten Weges" hält dem Monopolismus entgegen, daß er die Preise nach der „Schröpfbarkeit" der Nachfrage einrichte.

Bernhard Wehrli.

Große Welt und kleine Menschen.

Unter diesem Titel ist ein höchst eigenartiges und vortreffliches Reisebuch erschienen *).

Fred Wagner hat im Auftrag der Weltreisefirma Cook während Jahrzehnten kreuz und quer durch die ganze Welt die verschiedenartigsten Gesellschaftsreisen geleitet oder einzelne Prominente begleitet. Er besuchte infolgedessen wiederholt die gleichen Gegenden unter den allerverschiedensten Bedingungen. — Das Buch verrät einen klugen, feinsinnigen Beobachter landschaftlicher Schönheiten und herrlicher Bauwerke. So ist, um nur zwei Beispiele zu nennen, das Kolorit des Sonnenaufgangs auf dem Tigerhill und des Grabdenkmals Taj Mahal ausgezeichnet wiedergegeben (S. 289/90 u. S. 285). Verblüffend gut und lebendig werden mit wenigen Strichen die verschiedensten Typen und Milieus geschildert. Zahlreiche eingestreute allgemeine Betrachtungen, die von viel Lebensweisheit und einer gesunden Ethik zeugen, geben dem Buch einen besonderen Wert. — Sympathisch berührt auch die Tatsache, daß der Verfasser nicht nur seine bodenständige Schweizerart zu bewahren wußte, sondern sich auch, wo es die Verhältnisse erlaubten, für die Schweiz eingesetzt hat, an der er mit allen Fasern hängt. — Der Inhalt des Buches überzeugt den Leser in ausgezeichneter Weise von der Wahrheit seines Titels.

Friedrich Witz, der Aufzeichner der Erinnerungen, läßt, mit feinem Verständnis, Wagner zweifellos in der Tonart sprechen, die dieser interessanten Persönlichkeit gerecht wird.

Wer für ein paar Stunden die jetzige Welt mit all ihrer Unruhe vergessen und sich dabei ausgezeichnet und gleichzeitig gediegen unterhalten will, möge zu diesem Buche greifen.

F. Rieter.

*) Große Welt und kleine Menschen. Morgarten-Verlag, Zürich. 1942.

Bücher-Eingänge.

Allwood, Marin S.: Indien. Eine Darstellung von Land, Leuten und Wirtschaft, sozialen und politischen Problemen. Übersetzt aus dem Schwedischen. Europa-Verlag, Zürich 1943. 176 Seiten, Fr. 5.50.

Bachmann, Hans: Die angelsächsischen Pläne für die Neuordnung des internationalen Zahlungsverkehrs. Fehr'sche Buchhhandlung, St. Gallen 1943. VIII, 102 Seiten, Fr. 8.—.

Balmer, Emil: Der Meie. E Struuß bärndütschi Gschichte. Francke, Bern 1943. 275 Seiten, Fr. 7.50.

Berthoud, Dorette: Léopold Robert. Ein Künstlerleben der Romantik. Rascher, Zürich 1944. 330 Seiten, Fr. 12.50.

Bianconi, Piero: Crcci e Rascane. S A. Succ. a Natale Mazzuconi, Lugano 1943. 252 Seiten.

von Bissing, Friedrich Wilhelm: Mathilde Wesendonck. Die Frau und Dichterin. Anton Schroll, Wien 1942. 91 Seiten, M. 1.60.

Boissier, Leopold: Dem Frieden entgegen. Lang, Bern 1943. 122 Seiten, Fr. 4.80.

Bretscher, Marie: Am Vorabend des Festes. Roman. Reinhardt, Basel 1943. 173 Seiten, Fr. 7.—.

Büchli, Arnold: Schweizer Legenden. Sauerländer, Aarau 1943. 282 Seiten, Fr. 7.50.

Bula, Werner: Sibe Wünsch. Bärndütschi Gschichte. Francke, Bern 1943. 167 Seiten, Fr. 6.—.

Carr, E. H.: Grundlagen eines dauernden Friedens. Übersetzung aus dem Englischen. Steinberg-Verlag, Zürich 1943. 320 Seiten.

Der schweizerische Großhandel in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von der Delegation des Handels, Basel 1943. 190 Seiten, Fr. 4.50.

Die Ernte. Schweizerisches Jahrbuch 1944. Reinhardt, Basel 1943. 188 Seiten, Fr. 5.—.

Dwinger, Edwin Erich: Wiedersehen mit Sowjet-Rußland. Tagebuchblätter aus dem Ostfeldzug. Diederichs, Jena 1942. 238 Seiten.

Egli, Emil: Der Schweizer in der Landschaft. Lang, Bern 1943. 32 Seiten, Fr. 1.80.

Ermatinger, Emil: Richte des Lebens. Geschichte einer Jugend. Huber, Frauenfeld 1943. 331 Seiten, Fr. 10.50.

Feuk, Tora: Britta Bölja. Eine Erzählung aus Östergötland. Orell Füßli, Zürich 1943. 360 Seiten, Fr. 12.—.

Fischer, Hans: Briefe Johann Jakob Wepfers (1620—1695) an seinen Sohn Johann Conrad (1657—1711). Sauerländer, Aarau 1943. 68 Seiten, Fr. 3.—.

Graber, Hans: Camille Pissarro — Alfred Sisley — Claude Monet. Nach eigenen und fremden Zeugnissen. Schwabe, Basel 1943. 322 Seiten und 40 Tafeln, Fr. 17.—.

Graber, Hans: Auguste Renoir. Nach eigenen und fremden Zeugnissen. Schwabe, Basel 1943. 246 Seiten und 30 Tafeln, Fr. 16.—.

Gerold, Karl: Gedichte. Verlag der AZ-Presse, Aarau 1943. 80 Seiten, Fr. 6.—.

Haefliger, Arthur: Die staatsrechtliche Bedeutung des Bundesbeschlusses. Stämpfli, Bern 1943. 105 Seiten, Fr. 4.50.

Hafter, Ernst: Schweizerisches Strafrecht. Besonderer Teil, 2. Hälfte. Springer, Berlin 1943. XVI, 475 Seiten, M. 27.—.

Hegemann, Hans Werner: Deutsches Rokoko. Das Phänomen des Formenwandels vom Barock zum Rokoko in der deutschen Architektur. Langewiesche, Königstein im Taunus 1942. 80 Seiten reich bebildert, M. 2.40.

Heymann, Karl: Heilkraft im Begegnen. Betrachtungen zur Psychologie der Gemeinschaft. Haus zum Falken, Basel 1944. 94 Seiten, Fr. 4.50.

Hoffmann, J. G. H.: Die Kirche lebt und ergibt sich nicht. Gotthelf-Verlag, Zürich 1943. 238 Seiten und 12 Abbildungen, Fr. 5.80.

Jung, C. G.: Psychologie und Alchemie. Rascher, Zürich 1943. 696 Seiten mit 270 Illustrationen, Fr. 27.50.

Kayser, Hans: Harmonia Plantarum. Schwabe, Basel 1943. 324 Seiten, Fr. 24.—.

Keller, Gottfried: Sämtliche Werke Band 12: Martin Salander. Herausgegeben von Carl Helbling. Benteli, Bern 1943. 517 Seiten.

Kindt-Kiefer, J. J.: Über den Frieden. Haupt, Bern 1943. 38 Seiten, Fr. 2.40.

Kleinert, Heinrich: Erzieher wie sie nicht sein sollen. Francke, Bern 1943. 64 Seiten, Fr. 2.80.

Lädrach, Walter: Im Strom der Zeit. Roman. Reinhardt, Basel 1943, 312 Seiten. Fr. 8.—.

Lädrach, Walter: Jeremias Gotthelf in Lützelflüh. Haupt, Bern 1943. 48 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Fr. 2.20.

Lewis, Sinclair: Bethel Merriday. Roman. Übersetzt aus dem Englischen. Humanitas-Verlag, Zürich 1944. 535 Seiten, Fr. 11.80.

Lilienfein, Heinrich: Lukas Cranach und seine Zeit. Velhagen & Klasing, Bielefeld 1942. 257 Seiten mit 177 Abbildungen, M. 15.—.

Long, Olivier: Les Etats-Unis et la Grande-Bretagne devant le IIIe Reich (1934—1939). Georg, Genf 1943. 302 Seiten, Fr. 9.—.

Lorenz, Jacob: 12 Dutzend Sinnsprüche. Verlag „Das Aufgebot", Buochs (Nidw.) 1943. 55 Seiten, Fr. 1.80.

Lorez, Christian: Bauernarbeit im Rheinwald. Landwirtschaftliche Methoden und Geräte. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1943. 312 Seiten mit 210 Abbildungen, Fr. 22.—.

de Lubac, Henri: Katholizismus als Gemeinschaft. Benziger, Einsiedeln 1943. 424 Seiten.

Mann, Thomas: Joseph, der Ernährer. Roman. Bermann-Fischer, Stockholm 1943.

Martin, Peter: Der Kaufmann P. B. Ein Schweizer Kaufmannsleben zwischen zwei Weltkriegen. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1943. 287 Seiten, Fr. 8.60.

Matti-Steudler, Margrit: Die Haslitracht. Haupt, Bern 1943. 44 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Fr. 2.20.

Medicus, Fritz: Vom Wahren, Guten und Schönen. Kulturphilosophische Abhandlungen. Rentsch, Erlenbach 1943. 158 Seiten, Fr. 6.—.

Meier, Fritz: Vom Wesen der islamischen Mystik. Schwabe, Basel 1943. 52 Seiten, Fr. 3.80.

von Moos, Herbert: Das große Weltgeschehen. Lieferung 7, Band IV. Hallwag, Bern 1943. 32 Seiten.

Näf, Werner: Die europäische Staatengemeinschaft in der neueren Geschichte. Orell Füßli, Zürich 1943. 31 Seiten, Fr. 2.—.

Nobs, Ernst: Helvetische Erneuerung. Oprecht, Zürich 1943. 132 Seiten, Fr. 4.50.

Pintschovius, Karl: Die seelische Widerstandskraft im Kriege. Hans von Hugo, Berlin 1942. 209 Seiten.

Roussy, Gustave: Der Krebs. Rascher, Zürich 1943. 291 Seiten und 6 Abbildungen, Fr. 6.75.

von Schenk, Ernst: Nero. Tragödie in 5 Akten. Verlag der AZ-Presse, Aarau 1943. 126 Seiten, Fr. 6.—.

Schweizerische Sprachforschung. Herausgegeben von der Schweiz. Landesbibliothek. Katalog einer Ausstellung der Schweiz. Landesbibliothek. Herbert Lang, Bern 1943. 97 Seiten und 5 Tafeln, Fr. 6.—.

Steinbeck, John: Die wunderlichen Schelme von Tortilla Flat. Roman. Steinberg Verlag, Zürich 1944. 301 Seiten, Fr. 8.—.

Tarlé, Eugen: Napoleon in Rußland. 1812. Steinberg Verlag, Zürich 1944. 384 Seiten, Fr. 10.—.

Tsiu-sen, Lin: Familienleben in China. Rentsch, Erlenbach 1943. 36 Seiten, Fr. 4.80.

Überwasser, Walter: A. H. Pellegrini. Entwicklung und Werk eines Schweizer Malers. Schwabe, Basel 1943. 117 Seiten und 70 Tafeln, Fr. 26.—.

Vinde, Victor: Amerika. Eine Großmacht wächst. Europa-Verlag, Zürich 1943. 286 Seiten, Fr. 9.—.

Wälchli, Gottfried: Frank Buchser. Ritt ins dunkle Marokko. 2. Auflage. Sauerländer, Aarau 1943. 246 Seiten, 22 Abbildungen.

Walpole, Hugh: Ein Leben ohne Licht. Roman. Übersetzt aus dem Englischen. Humanitas-Verlag, Zürich 1944. 463 Seiten, Fr. 11.80.

Willkie, Wendell: Unteilbare Welt. Bermann-Fischer, Stockholm 1943. 318 Seiten.

Windecke, Christian: Wie Stalin wurde. Vom Priesterseminar zum Kreml. Alfred Scherz, Bern 1943. 262 Seiten.

Zermatten, Maurice: Unversöhnliches Blut. Roman. Benziger, Einsiedeln 1943. 320 Seiten, Fr. 7.—.

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.